

# Der Kinder Gebet Spätes Glück

Zwei Erzählungen für die Jugend von  
Otilie Wildermuth.

1001



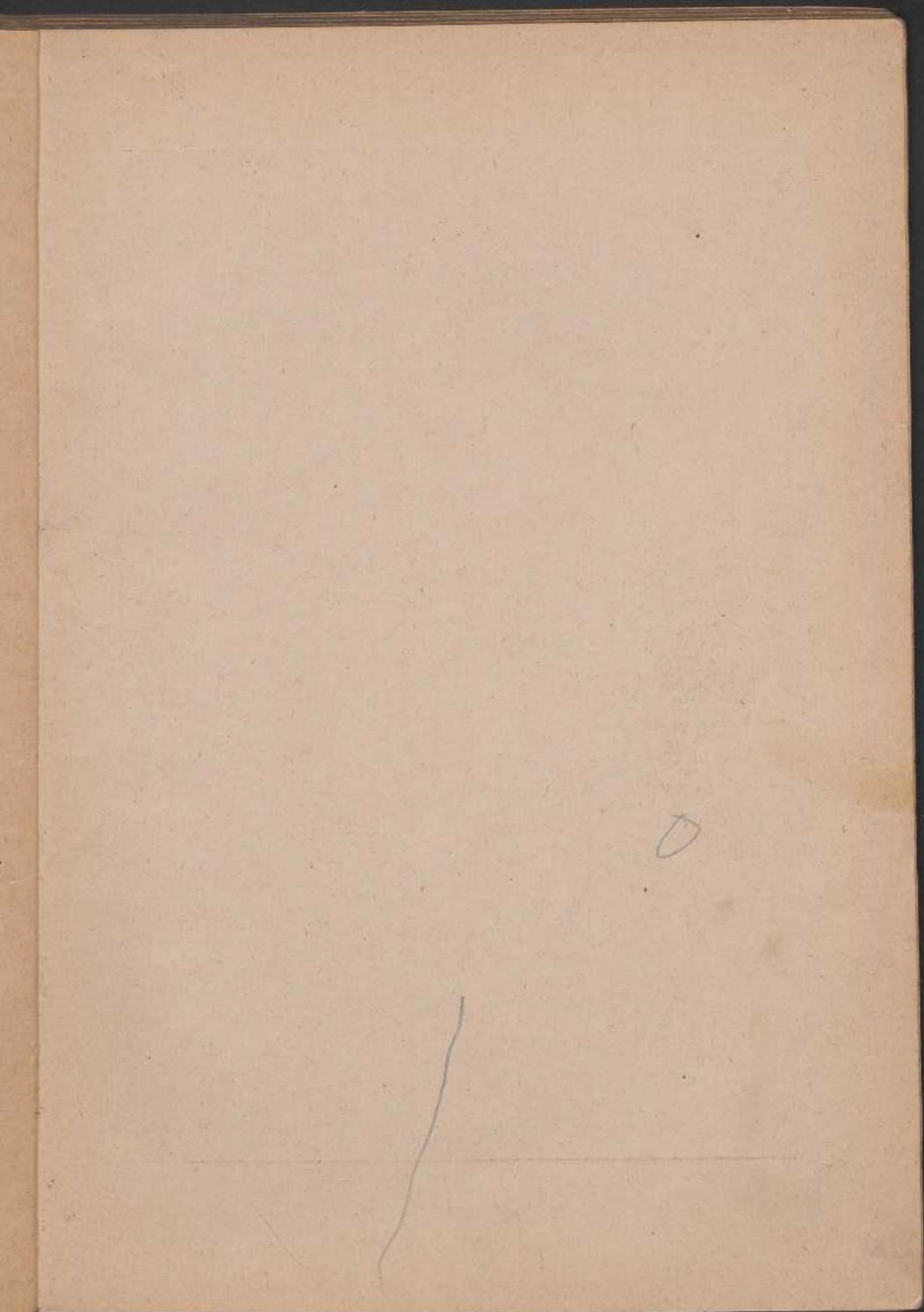
03/405

4756   
selfish

↑

6

03/4





Sttilie Wildermuth

# Der Kinder Gebet. Spätes Glück.



Zwei Erzählungen

für die Jugend

von

Ottillie Wildermuth.



Mit Illustrationen

und einer Biographie und dem Bildnis der Verfasserin.



Reutlingen u. Stuttgart.

Druck und Verlag von Rob. Bartschlagel.

D  
WIL *ks*

INTERNATIONALE  
JUGEND  
BIBLIOTHEK  
International Youth Library

München

H

*2017/10166*

[1895?]

## Ottilie Wildermuth.

**W**enn man Erzählungen liest, zumal solch liebe, hübsche Geschichten, wie sie Ottilie Wildermuth geschrieben hat, so wird man sich auch dankbar der Verfasserin erinnern; es wird der Wunsch rege, etwas aus ihrem Leben zu erfahren, zu wissen, wo und wie sie gelebt hat und wie die schönen Werke entstanden sind.

„Wo“ sie gelebt hat? In ihrer Heimat, im schönen Schwaben, an dem sie mit ganzer Seele hing.

In dem Städtchen Rottenburg am Neckar erblickte sie am 22. Februar 1817 das Licht der Welt als erstes Töchterchen des Kriminalrats Gottlob Rooschütz und seiner Gattin Leonore. An ihre Geburtsstadt knüpft sie keine Erinnerung, da ihr Vater bereits zwei Jahre nach ihrer Geburt als Oberamtsrichter nach dem rebenumkränzten Marbach am Neckar versetzt wurde, dem Geburtsort Schillers, wo auch die Großeltern mütterlicherseits wohnten. Hier verlebte sie eine heitere, glückliche Kinder- und Jugendzeit.

Ottilie war mehr ein sinniges als lustiges Kind, von natürlicher Unbefangenheit. Mit blondem gelockten Haar kontrastierten die braunen Augen; eine hohe Stirn, belebte Züge harmonierten mit einem reichen Geist. Eine glänzende Unterhaltungsgabe war ihr eigen, sie war begeistert für Kunst und Musik, obgleich ihr die Ausübung der letzteren versagt blieb, und hatte ein offenes Auge für alles Schöne. Bescheidenheit, Herzensgüte, Nächstenliebe und ein unerschütterlicher Christenglaube waren die ihr eigenen Tugenden, die, auch von den Eltern aufs sorgsamste gefördert, einen natürlichen Halt fürs ganze Leben bildeten. Es konnte somit nicht ausbleiben, daß sich ihr aller Herzen zuneigten und daß ihr Leben reich an Freundschaften gewesen ist, die übers Grab hinaus dauerten. Sie gab Liebe und erntete Liebe.

In der kleinen Stadt gab es keine weiteren Bildungsmittel, als die von Knaben und Mädchen gemeinsam besuchte Volksschule. Die beste Erziehung mußte das Elternhaus bringen: der Mutter lebensvolle, jugendfrische, phantasie-reiche Natur, ihr warmer, tiefer Sinn für alles Schöne, des Vaters reger Geist wirkten anregend auf die Tochter.

Mit 16 Jahren, im Frühling 1833, ging sie nach Stuttgart zu ihrer weiteren Ausbildung: Kochen im Sonnengäßle, Tanzstunde bei Herrn Kümmerle mit seinem „schaudervollen“ Französisch; die „Nähet“ der Frau Schäfer hoch oben „auf dem Bollwerk“; die „Kleidernähet“ bei „Madame Freund“, Bügeln, Französisch, Malen, alles wurde absolviert in kurzer Zeit und mit gutem Humor. So war das „Universitätssemester“ bald beendet, und heimwärts ging's wieder zum Vaterhaus, wo sie dann ihre schönsten Jugendjahre bis zu ihrer Verheiratung am 5. September 1843 verlebte. Es waren Jahre der Weiterbildung, der

Vertiefung, besonders in die Poesie, Jahre regen geistigen Lebens. Es kamen auch Tage der Einsicht, sie sah dem Tode bei ihrer liebsten Freundin ins Auge, und seit dem tragischen Ende ihres jüngsten Bruders war das erste Freudenfest im Hause der Eltern der Tag ihrer Vermählung, 5. September 1843, mit dem Philologen Dr. David Wildermuth, einem energischen und tüchtigen Lehrer, späteren Professor am Lyzeum in Tübingen. Die Herzen hatten sich während eines Besuchs bei den Freunden Eisenlohr in Tübingen gefunden.

Die Hochzeitsreise führte sie zum ersten Male über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus, nach der Schweiz, über den Bodensee, Rheinfall, Zürich, Nigi, Luzern, Bern, Genfer See und endete im bescheidenen Tübinger Heim. Sie bereitete dem jungen Paar hohen Genuß, wie denn überhaupt die späteren Wanderungen, oft allein mit dem Gatten, in die schöne heimatliche Alb und den nahen Schwarzwald innige Liebe zu Natur und Heimat verraten. Ihre späteren größeren Reisen geben Kunde davon, wie innig sie alles umfaßte und auch Fremdem gerecht wurde.

Die Ehe Ottilies war sehr glücklich. Zwei Mädchen, Agnes und Adelheid, und ein Sohn (zwei Söhne starben kurz nach der Geburt) waren die Freunde der Eltern. Das Leben im Wildermuthschen Hause war ein harmonisches und gastliches, aber auch ein sehr unruhiges, das besonders an die Hausfrau große Anforderungen stellte. Alte Freunde stellten sich ein, neue dazu; Studenten, arme und reiche, saßen an ihrem Tisch; Gelehrte fanden sich regelmäßig ein, „der Teetisch war am Abend für jeden gedeckt, der sich nach einer gemüthlichen Stunde im Familienkreis sehnte, und eine recht bunte Gesellschaft aus aller Herren Länder fand sich oft um denselben zusammen“. Ottilie nahm sich eines jeden an. Offen war stets Herz und Hand, trotz mancher Enttäuschung, nicht nur für die Armen der Stadt: mittellose Studenten, sich vorübergehend Aufhaltende, Brot und Erwerb Suchende appellierten an ihr gutes Herz und an ihren Geldbeutel, und keiner ging leer aus, jeder wurde mit Rat und Tat unterstützt, obgleich dies manchmal nur unter Opfern möglich war. Nachdem Ottilies Name durch ihre Schriften bekannt geworden war, vermehrte sich noch die Zahl ihrer Besucher; zu den einheimischen kamen die auswärtigen, die sie kennen lernen wollten, die ihrem Dank, ihrer Verehrung, ihrer Begeisterung Ausdruck geben wollten, unter ihnen die höchsten Persönlichkeiten, wie sie auch bei diesen wiederholt eingekehrt ist. Keines ahnte je, wie die lebensvolle, freundliche Wirtin einen geselligen Abend so oft mit einer schlaflosen Nacht bezahlen mußte. Hand in Hand damit gingen die schriftlichen Eingänge. Was wurde da nicht alles von ihr verlangt: Autogramme, Korrigieren von Manuskripten, einer Witwe soll sie das Dichten bzw. Geschichtschreiben lehren; eines Tages kam selbst ein Hofrat zu ihr, „da er gehört, man könne sich bei ihr nach Diensthöfen erkundigen“. Jedem wurde geholfen.

Die Pflichten gegen ihre Familie hat sie dabei nie versäumt; Gatte wie Kinder haben nie darunter gelitten, ja, sie fand immer noch Zeit, den Kindern

selbst beim Ankleiden Geschichten zu erzählen. Ihr ausgeglichenes Wesen, ihr Glaube und ihr Gottvertrauen halfen ihr über alles, auch über schwere Stunden hinweg. Denn auch diese blieben nicht aus. Der Tod des Vaters, der Verlust der Kinder und der besten Freundin, Auguste Eisenlohr, das Hinscheiden Kerners und Uhlands, eigene und Krankheit ihres Mannes und in der Familie, das Feuerjahr 1847, die Sorgen während der Wirren des Jahres 1848 und der Kriege 1866 und 1870 und endlich der Tod der Mutter, das alles ging sehr tief bei ihr. Das Leid überwog jedoch nicht; helle, sonnige Jahre waren der Familie beschieden, Jahre reinsten Glücks und Friedens. Wie wäre es Ottilie sonst möglich gewesen, uns mit solch prächtigen Gaben zu erfreuen?

In der Schule die beliebteste Märchenerzählerin, erfreute sie früh ihre Angehörigen und Verwandten durch sinnige Gedichte bei Geburtstagsfeiern und anderen festlichen Gelegenheiten, die ein tiefes Gemüt erkennen ließen. Doch war sie auch auf dem Plan, wenn es galt, ein neckisches Gedicht zu erwidern, ungekünstelt, natürlich, unbefangen, offen und frei sich gebend, eingehend auf neckische Scherze, dem Gegner ebenbürtig oder überlegen; besonders die jungen Herren hatten bei ihr in dieser Beziehung einen schweren Stand. Das Geschichtenerzählen aber war ihr angeboren, schon die Geschwister ließen alles willig mit sich anfangen, wenn eine Geschichte dabei war. Geschichtenerzählerin ist sie ihr Lebtage gewesen. Geschwistern, Kindern und Enkeln, eigenen und fremden, hat sie Geschichten erzählt unermüdlich bis an ihr Ende (siehe die Geschichte: „Von der Großmutter, die sich toterzählte“). Das Geschichtens schreiben kam erst später. Im Jahre 1847 beginnt ihre schriftstellerische Tätigkeit. Das erste war die kleine Skizze: „Eine alte Jungfer“, im „Stuttgarter Morgenblatt“ gedruckt. Es folgte eine Geschichte nach der andern, so daß schon im Jahre 1852 eine Gesamtausgabe ihrer Erzählungen herausgegeben wurde; ein zumal in damaliger Zeit beispielloser Erfolg. Daneben lieferte sie noch für Journale Beiträge — „wie die Zeit dazu gewinnen?“ schreibt sie, „ich habe diese Arbeit in müßigen Stunden begonnen wie zum Spaß; aber wie die Wilber in der morgenländischen Fabel, die den Künstler verfolgen und Leben und Seele von ihm fordern, so fordert das Schriftstellertum jetzt einen Teil meiner Existenz, und ich weiß es nicht loszuwerden.“ Schon damals wurden ihr Anerkennungen von allen Seiten zuteil. Die Ermunterungen Justinus Kerners, Adalbert Stifters, Schellings, des Berliner Philosophen, und anderer waren „eine hohe Freude für die schüchtern sich in die Welt hinauswagende junge Schriftstellerin“.

Es war eine Periode regsten Schaffens. Außer einer Anzahl, zum Teil größerer, für das reifere Alter geschriebener Arbeiten erschienen: Aus dem Kinderleben — Aus Schloß und Hütte — Kindergruß — Aus Nord und Süd — Von Berg und Tal — Jugendgabe — Für Freistunden und die nachgelassenen Erzählungen unter dem Titel: „Die alte Freundin“. Diese Bände enthalten allein über fünfzig Erzählungen. Wer sie kennt, weiß, welche Schätze Ottilie Wildermuth uns damit geschenkt hat, sie gefallen durch echt

weibliche Haltung, gemüthvolle Auffassung des Lebens und gesunden, lebenswürdigen Humor.

Ihre Geschichten sind fast in alle lebenden Sprachen übersezt. Sie schrieb dieselben in ihrem Wohnzimmer, nachdem Küche und Haus bestellt war, viel lieber noch im Freien, so in Ahlands Garten. Wenn eine „Geschichte“ fertig war, so versammelte sich abends die ganze Familie, und die Mutter las sie vor „mit dem leisen Lächeln um den Mund, mit ihrer klaren, wohl lautenden Stimme...“, sie durfte nicht aufhören, bis die ganze Erzählung zu Ende war, und keines der Kinder war zu bewegen, vorher zu Bett zu gehen.“

Trotz aller Arbeitskraft wäre eine so vielseitige Thätigkeit nicht möglich gewesen, wenn ihr nicht die Mutter zur Seite gestanden wäre. Seit dem Tode des Vaters im Jahr 1847 lebte diese in der Familie der Tochter und hat Freud und Leid 26 Jahre hindurch redlich mitgetragen. Brachte die Gastlichkeit des Hauses auch viel Unruhe, so gaben die Besucher doch wiederum viel Anregung; auch das Kaffeefränzchen, Breitrang genannt, der mittwochs tagte und nie versäumt wurde, brachte ihr heiteren Verkehr und Erholung. Besonders aber der freundliche Ausblick auf das Neckarstädtchen, auf hohe grüne Bäume und liebliche Berge und die geliebte Alb war ihr stets eine Quelle der Erquickung.

So kam endlich das Alter. Bei einem Besuch, zum ersten Male seit langen Jahren, in Marbach sagt sie: „Ist alles so jung geblieben, und ich bin geworden so alt!“ Ein Anfall von Gelenkrheumatismus, der sie wochenlang aufs Krankenlager warf, legte den Grund zu späterem schweren Nervenleiden, von dem ihr auch die Seelust bei den Kindern keine Genesung brachte; von einem längeren Erholungsaufenthalt im St. Odilienkloster im Elsaß kehrte sie gestärkt heim, ihre silberne Hochzeit zu feiern, ein „sonnenhelles, schönes Fest, das verherrlicht wurde durch die Liebe und Aufmerksamkeit viel guter Freunde“.

Weitere Erholungsreisen brachten ihr Linderung, doch keine völlige Genesung. Mit seltener Geisteskraft blieb sie Herr über das Leiden, das kaum ihre Thätigkeit hemmte, nie ihre Güte und selbstvergessende Freundlichkeit verminderte. Am Tage ihres Schriftstellerjubiläums, zugleich ihr Geburtstag, war sie schwerkrank aus Bett gefesselt, gepflegt von der Liebe der Jhrigen. Am 12. Juli 1877 machte ein Schlaganfall „dem reichen, beglückenden Leben ein Ende. Die Sonne war erloschen im Hause Wildermuth mit Ottilies Tod“.

Auf dem Tübinger Friedhof ruht sie neben der vorausgegangenen Mutter und dem acht Jahre später nachgefolgten Gatten.

Ihr Andenken ehrten die deutschen Frauen durch Errichtung eines Denkmals, das am 10. August 1887 in Tübingen auf dem grünen Böhren am Neckar in feierlicher Weise enthüllt wurde; das schönste bleibendste Denkmal hat sie sich selber gesetzt in allen deutschen Herzen durch ihr treues Walten und ihre schönen „Geschichten“.





## Der Kinder Gebet.

**I**n der schönen alten Stadt Moskau stand vor langen Jahren das stattliche Haus des Kaufherrn Wolskoi — er handelte mit Perlen und edlen Steinen, und da er ein rechtlicher und gottesfürchtiger Mann, daneben ein umsichtiger und verständiger Kaufmann war, so gedieh sein Gewerbe; er lebte mit den Seinigen in behaglichem Wohlstand und hatte eine offene Hand für die Armut.

Maria, seine Frau, war sanfter, liebevollen Gemütes, seine drei Kinder wuchsen fröhlich auf. Iwan, der älteste, war ein kluger, fleißiger Junge, seine Lehrer lobten seinen Fleiß und tadelten nur hier und da seinen Vorwitz und sein altkluges, tadelzüchtiges Wesen.

Maschinka, die bald acht Jahre alt war, war ein frommes, liebes Kind, der sanften Mutter Ebenbild und des Vaters Liebling, der kleine Fedor aber war der Mutter Herzblatt und der Liebling von jedermann.

So konnte man das Haus Wolskoi's ein glückliches und gesegnetes nennen; Maria sagte oft, daß ihr fast bange werden könnte bei diesem ungetrübten Glück, wenn nicht die sorgenvolle Zeit während der Reise, die ihr Gatte alljährlich unternehmen mußte, einen Schatten auf diesen Sonnenschein geworfen hätte.

Es war nämlich nötig, daß Wolskoi jeden Herbst seine Einkäufe selbst machte, und reisen war damals, zumal in Rußland, keine so leichte und angenehme Sache wie in unsern Tagen, wo man sich in den Eilwagen setzt oder auf die Eisenbahn und ohne Mühe und Gefahr die halbe Welt durchziehen kann.

Wo jetzt eine schön angebaute hügelige Ebene sich hinter Moskau hinzieht, da war fast überall dichter Wald, und die Wege, die dadurch

führten, waren oft so eng, so steinig und bergig, daß man höchstens auf gut zugerittenen Pferden durchkommen konnte. Die Wölfe waren in der bessern Jahreszeit noch nicht so sehr zu fürchten wie im Winter, desto mehr aber die Räuber, die in jener Zeit fast alle Wege und Wälder unsicher machten und besonders den Kaufleuten gefährlich waren, bei denen die sicherste und reichste Beute zu holen war. Nur starke und beherzte Leute wagten daher eine solche Reise zu unternehmen, und sie bewaffneten sich dazu mit Degen und Pistolen, als ob es in den Krieg ginge.

Wolskoi war ein kräftiger, rüstiger Mann von unerschrockenem Mute, er hätte vielleicht ebensowohl einen Kriegsmann als einen Kaufmann abgegeben; zur Beruhigung seiner ängstlichen Frau aber hatte er sich früher meist größeren Zügen von Kaufleuten angeschlossen, die unter dem Schutz einiger Soldaten ihre Reise machten. Solche große Züge wurden aber viel leichter von den Räubern ausgefundet, es war schon einmal zu einem heftigen Kampf gekommen, aus dem Wolskoi kaum sein Leben gerettet hatte; seither machte er seine Reisen lieber allein und so still als möglich, war auch in den letzten Jahren immer ungefährdet wieder nach Hause gekommen.

Die Zeit der Abreise nahte wieder; Frau Maria nähte und sorgte eifrig, um den Vater recht gut auszustatten; von ihren Besorgnissen sprach sie nicht gern, das Wort Räuber mochte sie nicht einmal aussprechen hören. Desto wichtiger waren die Gefahren, denen ihr Vater entgegenging, für die Kinder. Zwan, der schon viel Geschichten gelesen hatte, erzählte den Kleinen allerlei schauerliche Abenteuer von Wölfen und Räubern und machte sehr kluge Pläne, wie es der Vater machen könnte, sich vor ihnen zu schützen, wenn er zum Beispiel eine gefüllte Sandbüchse mitnähme und sie dem Räuber, der ihn angreifen wollte, in die Augen schüttete, und bis dieser wieder sehen könnte, auf und davon ritte. „Aber wenn einen der Räuber von hinten erschießt?“ fragte Maschinka; darauf wußte der kluge Zwan keine Antwort. „Wachsen denn die bösen Räuber im Wald wie die Wölfe und Bären?“ fragte der kleine Fedor. „Ach nein,“ sagte Zwan, „sie sind oft auch vorher rechte, ordentliche Menschen gewesen; manche unter ihnen sind freche, trotzig Leute,

die keiner Obrigkeit gehorchen wollen, oft waren es aber auch arme Leute, die kein Brot hatten; sie haben vielleicht zuerst nur gebettelt, dann sind sie immer trotziger und fecker geworden und haben mit Gewalt genommen.“ Fedor bewegten diese Reden in seinem kleinen Köpfchen.

Am Tage der Abreise trat in der Frühe ein kleiner Zug aus Wolskoi's Hause: Peter, der alte getreue Knecht des Hauses, führte das stattliche, wohlausgezümmte Roß seines Herrn am Zügel, Nikolas, ein junger, rüstiger Diener, der ihn begleiten sollte, ritt langsam daneben auf seinem Pferd; den Kaufmann wollten die Seinigen noch bis auf den nahegelegenen Hügel begleiten, von dem aus man die ganze Stadt überieht.

Die eine Seite des Hügels war damals noch mit Wald bewachsen, der immer dichter wurde und sich weit in das Land hineinzog; die Vorderseite, gegen die Stadt gewendet, war nur mit einzelnen Bäumen bewachsen. Oben, am Eingang des Waldes, stand ein hohes steinernes Christusbild, daneben ein Stein, auf dem fromme Pilger ihre Andacht zu verrichten pflegten.

Langsam stieg der Kaufmann am Arme seines treuen Weibes den Berg hinan, den kleinen Fedor führte er an der Hand, Maschinka und Swan folgten; oben setzten sie sich auf den Stein und blickten stille hinab auf die schöne, wunderbare Stadt, deren Kuppeln und Thürme im goldnen Morgenlicht glänzten. „Da bin ich schon manch liebes Mal gestanden,“ sagte Wolskoi, „und habe mich an dem Anblick meiner lieben Vaterstadt ergötzt und unter all den Giebeln den Giebel unseres Hauses gesucht und mich gefreut, euch wiederzusehen.

„Sei's um zwei Monate, so Gott will, so halte ich wieder da und sehe unser Haus, darin euch Gottes Walten treu behütet hat.“ „Das gebe Gott!“ seufzte die Mutter, die nie ihre Besorgnisse ganz überwinden konnte. „Gott wird's geben,“ sagte der Vater zuversichtlich; in diesem Augenblick kam Peter und Nikolas, die auf einem andern Weg heraufgekommen waren, mit den Pferden, es war Zeit zum Scheiden. Wolskoi küßte seine Frau und die Kinder, er versprach, ihnen etwas Schönes mitzubringen und befahl sie noch einmal in Gottes heilige Obhut; dann ritt er mit Nikolas in den Wald hinein.

Die Kinder grüßten und winkten mit ihren Tüchern, so lange sie ihn sehen konnten, die Mutter drückte ihre weinenden Augen in das Tuch.

Als die zwei Reiter lange verdeckt waren von den dichten Bäumen des Waldes, da sank die Mutter mit ihren Kindern auf die Knie und schickte ein heißes Gebet zum Himmel, daß Gott den Vater glücklich wieder zu den Seinen zurückführen möge, der alte Peter kniete andächtig hinter ihnen, dann erhoben sie sich und lehrten stille und langsam in ihre Wohnung zurück.

### Iwans Zweifel.

Es waren schon einige Tage seit des Vaters Abreise verfloßen, die Kinder lebten stille und gehorsam bei der Mutter, denn jedes wollte, daß der Vater Gutes von ihm höre, wenn er zurückkomme. Auch bemühte sich jedes, ihm noch eine besondere Ueberraschung zu bereiten bis zu seiner Rückkehr. Iwan zeichnete mit vielem Fleiß eine Landkarte, von der er sich einbildete, sie werde dem Vater bei späteren Reisen recht nützlich sein, Maschinka strickte ihm eine Börse von schöner farbiger Seide, der kleine Fedor aber malte allerlei absonderliche Sachen, Räuber, Wölfe und Löwen, von denen er den Leuten erst sagen mußte, was sie vorstellten, die wollte er alle für den Vater aufheben.

Die Mutter machte einen Besuch bei einer kranken Freundin und hatte den Kindern erlaubt, in Peters Begleitung in den Garten zu gehen, der vor dem Tore lag. Maschinka aber lächelte schlaue bei dieser Erlaubnis und flüsterte Fedor etwas ins Ohr, das dieser aber nicht recht verstand. Sie setzte ihr Hütchen auf, und auch die Knaben nahmen ihre hübschen Mützen, mit einer Feder geziert.

„Gehst du mit uns, Iwan?“ fragte Maschinka, als sie vor die Haustür kamen. „Ich weiß noch nicht,“ sagte dieser etwas hochmütig, „vielleicht spiele ich mit den großen Knaben und gehe nicht mit euch Kindern in den Garten.“

„Wir gehen gar nicht in den Garten,“ sagte Maschinka mit bedeutsamem Blick. „Nun, wohin denn?“ fragte Iwan; Maschinka

hob sich auf die Bebenspitzen, zog seinen Kopf zu sich herunter und flüsterte ihm ins Ohr: „Wir gehen auf den Hügel, wo des Heilands Bild ist, und beten da für den lieben Vater, daß er gesund heimkommt.“ „O, das ist unnötig,“ sagte Zwan, „beten könnt ihr überall.“ „Das weiß ich wohl,“ sagte Maschinka, „aber auf dem schönen Hügel, wo der Himmel so hoch und blau über uns ist, wo wir den Vater zuletzt gesehen haben und wo die liebe Mutter mit uns gebetet hat, da bete ich doch am liebsten.“ „Und dann,“ fuhr Zwan hochweise fort, „glaube ich auch gar nicht, daß so ein Beten nur etwas hilft. Gott regiert die Welt nach weisen, ewigen Gesetzen, da kann er nicht jedem Kind zulieb etwas wieder anders machen. Alle Sterne über uns sind lauter Welten, hunderttausend Millionen, die fast alle viel größer sind als die, auf der wir leben; jezt denke einmal, wieviel da der liebe Gott zu tun hätte, wenn er auf jedes kleine Kind hören wollte. Der tut schon selber, was recht ist.“

Da kamen ein paar Kameraden und riefen Zwan zum Spiel ab, er ließ die Kleinen gehen, wohin sie wollten, und Maschinka ging still und traurig weiter mit Peter und dem kleinen Fedor. Sie hatte nicht einmal selbst recht verstanden, was der große Bruder gesagt hatte, aber die Freudigkeit zum Gebet hatte er ihr genommen. Da fiel ihr aber nach und nach, wie sie so weitergingen, alles wieder ein, was ihr die Mutter schon von Gott und vom lieben Heiland erzählt hatte, wie er die Kinder zu sich gerufen und gesegnet hatte, und wie er selbst einmal ein armes, kleines Kindlein gewesen sei, und so auch die Kinder verstehen werde; und ihr kleines Herzchen wurde wieder leicht, und fröhlich trippelte sie mit Fedor ihren Weg auf den Hügel, und wie sie ausblickte in das milde Antlitz des gekreuzigten Heilandes und höher hinauf zum blauen Himmel: da ward sie voll getrostester Zuversicht und konnte vor Gott ihre kindliche Seele ausschütten wie vor einem Vater, und sie lehrte auch den kleinen Fedor beten für den lieben Vater draußen.

Als sie nach Hause zurückkehrte, da glänzten ihre Augen hell und freudig wie von einem verborgenen Glück; eh' sie zu Bette ging, faßte sie Zwan noch um den Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Und ich weiß doch, daß mich der liebe Gott hört!“

## Die Rückkehr.

Die Zeit war da, wo der Vater wieder zurückerwartet werden durfte; Briefe gingen zu jener Zeit langsam und unsicher, so hatte er auch den Tag seiner Ankunft nicht genau bestimmen können, aber sie machten festliche Anstalten daheim, damit er auf jeden Fall das Haus wohlbereitet finde.

Aber ein Tag um den andern verging, lang über die festgesetzte Zeit; die Mutter konnte ihre Sorge nicht mehr verbergen, und die Kinder wagten gar nicht mehr zu fragen, ob denn der Vater heut wieder nicht komme.

Es war schon gegen den Abend eines trüben, nebligen Tages, als durch den Wald hinter dem Hügel ein Mann langsam und vorsichtig heraufschlich. Er hatte ein wildes, sonnenverbranntes Aussehen; in dem ledernen Gurt, den er unter seinem Mantel trug, steckte ein Dolch und zwei Pistolen, dazu trug er noch einen scharfen kurzen Säbel. Er machte leise und vorsichtig seinen Weg durch das dichteste Gebüsch; wo er nur entfernt ein Geräusch hörte, bückte er sich tief nieder und blieb ruhig, bis es vorüber war.

Das war Michael Perus, der weitgefürchtete Räuber, das stärkste Mitglied einer großen Bande, die weit ins Land hinein die Wälder unsicher machte. Er hatte mit seiner Bande, die ihn nicht zum Hauptmann machen wollte, Streit bekommen und wollte nun für sich allein Geschäfte machen. Da er weit umher bekannt war und viele hatte, die ihm aus Furcht dienstbar waren, so hatte er auch ausgekundschaftet, daß heute noch der reiche Kaufmann Wolskoi, von einem einzigen Diener begleitet, durch den Wald heimkehren werde. „Der kehrt nicht heim,“ sagte er mit rohem Lachen bei sich selbst, und nun war er hier, um sich ein sicheres Versteck zu suchen, aus dem er ihn am besten überfallen könnte.

Er wußte, daß kein Kaufmann unbewaffnet reiste, und obgleich er so stark war wie ein Löwe und es im Kampf mit vieren aufnahm, so fürchtete er doch, wenn er sie mitten im Walde überfalle, könnte leicht einer entfliehen und um Hilfe rufen. Nun hatte er aber

gehört, daß gewöhnlich vor dem Christusbilde alle Reisenden, die dieses Weges kamen, abzustiegen und ihre Andacht zu verrichten pflegten. Da hielt er es denn für leicht, wenn er hinter dem Kreuze ein sicheres Versteck fände, einen der zwei Reisenden von da aus niederzuschießen, mit dem andern wollte er dann leicht fertig werden.

So nahe an eine große Stadt hatte er sich in vielen Jahren nicht gewagt; aber er war frech und unerschrocken und wußte, daß er im schlimmsten Fall sich selbst durchschlagen könne.

Endlich hatte er den Hügel erklimmt und sich in dem dichten Gebüsch hinter dem Kreuze einen sichern, tief verborgenen Schlupfwinkel ausgesucht, die eine Hand hatte er an die scharfgeladne Pistole gelegt, um so in jedem Augenblick bereit zu sein.

Da hörte er von der Stadt her leise, leichte Schritte den Hügel heraufkommen — es waren zwei Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, die sich an der Hand führten; der Räuber sah durch das dicke Laubwerk die feine, zierliche Kleidung der Kinder, aber außer einem Kreuzchen von Golde, das das Mädchen um den Hals trug, sah er nichts Kostbares an ihnen, und das, dachte er, ist nicht der Mühe wert, Lärm zu machen.

Maschinka und Fedor, denn das waren die beiden, waren nun oben auf dem Hügel, Peter war noch daheim beschäftigt, und die Mutter hatte ihnen auf ihr dringendes Bitten erlaubt, allein voranzugehen. Die goldne Abendsonne beschien das Kreuz, und Maschinka, die seit des Vaters Abreise schon manchmal hier oben gebetet und ein immer freudigeres Herz dazu bekommen hatte, kniete nieder und erhob ihre sanfte, liebliche Stimme: „O, du lieber Heiland, du bist ja selbst einmal ein Kind gewesen und du hast die Kinder lieb gehabt, nicht wahr; du weißt wohl, wie wir Kinder uns freuen auf den lieben Vater und daß die Mutter daheim sterben würde vor Jammer, wenn er nicht mehr käme. O, lieber Heiland, schick ihm doch deine Engel, daß sie ihn begleiten und gesund zu uns bringen. Nicht wahr, du tust's, lieber Heiland?“ schloß sie mit inniger, kindlicher Zuversicht.

Und dem Räuber hinter dem Kreuze ward es gar wunderbar zumute; ferne, ferne Tage kehrten ihm wieder, alte Klänge, die er längst vergessen in seinem rauhen und wüsten Leben. Er sah seine

Mutter wieder, wie sie an seinem Bettchen gekniet und mit ihm gebetet hatte, er hörte ihre gebrochene Stimme noch einmal, wie sie auf ihrem Totenbette ihn gesegnet hatte und zu Gott gebetet, daß er sie und ihren Sohn einmal im Himmel wieder zusammenführe. Und jetzt? — heiße Tränen, die er seit langen, langen Jahren nicht geweint, traten in sein wildes Auge, das er mit den rauhen Händen bedeckte.

Aber horch! jetzt erhob der kleine Fedor sein helles Kinderstimmechen, er wollte auch beten wie die Schwester, und er begann: „O, du lieber Heiland, du bist ja jetzt in dem großen Himmel, da kannst du weit herumsehen, nicht wahr, gib nur recht acht, daß dem lieben Vater nichts geschieht, er bringt mir ja ein Schwert mit! Und nicht wahr, lieber Gott, wenn ein böser Räuber kommt und will den Vater totschießen, so gib ihm recht viel Brot und auch Geld, daß er dem Vater nichts tut, oder schick ihn nur zu uns, ich geb ihm dann schöne Sachen; und mach ihn lieber brav, lieber Gott, daß er kein Räuber mehr ist und einmal auch in den Himmel darf!“

Da war es dem rauhen Manne, als hätte ein Engel für ihn gebetet und als spräche ihm eine Stimme vom Himmel: Auch du kannst noch Gnade finden! und er legte sein Haupt nieder auf den Stein des Kreuzes, als wäre es die Schwelle seines Vaterhauses — und weinte. Die Kinder hörten nichts, denn eben kam Peter, der sie abholen wollte; sie hatten gehofft, der liebe Vater würde vielleicht noch kommen, aber Peter wollte nimmer mit ihnen warten, und sie gingen gehorsam heim. Fedor erzählte dem Peter vergnügt: „Jetzt weiß der liebe Gott alles, wie er's machen soll, ich hab's ihm gesagt.“

Eine Stunde darauf, wie es schon dunkel war, kam Wolskoi mit seinem Diener den Wald heraufgeritten; er hatte Eile, denn er war durch einen Unfall, der seinem Pferde zugestoßen, um viele Tage verspätet worden, und er wollte die Seinigen nicht länger warten lassen.

Nikolas, der Diener, war gar nicht zufrieden, daß sein Herr noch so spät abends unterwegs war; er hielt sein Roß dicht an dem des Herrn und fuhr bei jedem Geräusch zusammen, obgleich er sich am Tage gerühmt hatte, er wolle drei Räuber auf einmal niederschließen, wenn sie ihm in den Weg kämen. Nahe dem Kreuze hörten sie auch ein Rascheln und Rauschen, als ob jemand durch die Zweige

und Gesträuche bräche, auch der Kaufmann legte die Hand an sein Gewehr, aber sie sahen niemand. Als sie oben am Kreuze waren, funkelten tausend Lichter von der Stadt herauf, das Bild des Erlösers aber war vom klaren Mondlicht erhellt; so sehr es Wolstoi verlangte, seine Lieben zu sehen, so stieg er doch ab an der Stelle, wo er von ihnen geschieden, um Gott zu danken für seine gnädige Bewahrung. Dann aber ritten sie in raschem Trab den Hügel hinab, durch die wohlbekanntnen Straßen zu dem Hause, wo nur noch das eine Lichtlein brannte, bei dem Frau Maria im Gebetbuch las, um ihr sorgenvolles Herz zu stillen.

Das war ein Jubel, als der Vater raschen Schrittes die Treppe heraufeilte und seinem treuen Weibe die Tränen von den Augen küßte. Die Kinder sprangen noch aus ihren Betten und konnten kein Ende finden ihrer Freude. Der kleine Fedor vergaß nicht zu fragen: „Vater, hast du mir ein Schwert?“ Die andern aber freuten sich zunächst nur, daß sie den Vater wieder hatten. Als sie sich endlich bewegen ließen, wieder zur Ruhe zu gehen, da flüsterte Maschinka wieder dem Bruder Swan ins Ohr: „Nicht wahr, der liebe Gott hat's doch gehört!“

Am andern Tage packte der Vater die reichen Juwelschätze aus, die er eingekauft, und die Geschenke für seine Lieben. Fedor hatte ein Schwert und eine kleine Pistole dazu, Swan das schönste Gerate zum Zeichnen und Malen und schöne Bücher, Maschinka ein blaues Samtkleidchen und ein zierliches Körbchen von Silberdraht, das war große Freude. Fedor meinte, sein altes Schwertchen könnte man jetzt einem Räuber schenken, der so lieb gewesen sei und den Papa nicht totgeschossen habe.

Am Nachmittag zogen sie alle zusammen auf den Hügel, um sich dort des glücklichen Wiedersehens zu freuen und gemeinsam Gott zu danken, der sie wieder wohlbehalten zusammengebracht. Swan war stille und sagte nichts mehr gegen das Gebet, doch dachte er wohl bei sich, der Vater wäre eben auch ohne das glücklich heingekommen.

Während nun Vater und Mutter Hand in Hand auf dem Stein am Kreuze saßen und sich erzählten von den letzten Wochen, trieben sich die Kinder im Gebüsche um, plötzlich rief Swan: „Was ist das?“ Die furchtame Maschinka floh zur Mutter, und der Vater sah nach,

was die Knaben hätten. Da lagen im Gesträuch hinter dem Kreuze zwei starke Pistolen, eine lange Büchse und ein scharfer Säbel hingeworfen, ohne daß weit umher die Spur eines Menschen zu finden gewesen wäre. „Das sind Räuberwaffen, so trägt sie kein Soldat!“ rief Peter, der auch seine Herrschaft hatte begleiten dürfen, und sein Herr mußte ihm recht geben. Der Mutter und den Kindern wurde ganz graufig zumute beim Anblick der Mordgewehre; es kamen eben einige Bürger der Stadt auch des Weges, Peter zeigte ihnen den Fund und sie suchten zusammen im Walde nach weiteren Spuren.

Es fand sich nichts weiteres, nur an zerknickten Zweigen und Gebüsch sah man, daß hier ein Mensch hinunter ins tiefste Dickicht des Waldes gedrungen war. In tiefem Nachdenken ging der Vater mit den Seinen heim; er konnte nicht recht begreifen, wie es zugegangen war, aber das war ihm klar, daß er Gott für eine ganz besondere wunderbare Behütung zu danken habe.

### Der fremde Knecht.

Bald war ein Jahr seit diesem Wiedersehen verflossen, zu großem Troste seiner Frau fand Wolskoi diesmal nicht für nötig, zu reisen. Da meldete man ihm eines Morgens, daß ein fremder Mensch unten sei, der dringend frage, ob Herr Wolskoi ihn nicht in seine Dienste brauchen könne.

Nun kam ein guter Diener wie gerufen, dem alten Peter war in seiner Heimat ein kleines Haus als Erbe zugefallen und er wollte sich da zur Ruhe setzen, aber freilich war seine Stelle schwer zu ersetzen.

Der Fremde war ein hagerer großer Mann mit sonnenverbranntem Angesicht und sorgfältig geschornem Bart und Haar. Sein Aussehen war gar nicht einnehmend, aber er hatte so traurige Augen, daß man unwillkürlich zum Mitleid mit ihm bewegt wurde.

„Wie heißt du, mein Freund, und woher stammst du?“ fragte Wolskoi. „Heißt mich Nepomuk,“ sagte der Mann, „nach weiterem Namen und Herkommen fragt mich nicht, Herr, aber versucht, ob

Euch eine Seele auf Erden treuer dienen kann, als ich es will.“ „Ich habe Leibeigene genug auf meinen Gütern,“ sagte Wolskoi, „die ich zu Dienern nehmen kann, und ich bin nicht geneigt, einen fremden Menschen ohne Namen aufzunehmen.“ „Stoßt mich nicht zurück!“ bat Nepomuk mit herzlicher Stimme; „wenn der Herr im Himmel schon auf Eure Bitten gehört hat, so hört Ihr auch auf die meine. Wer weiß, ob Ihr nicht eine Seele vom Tode rettet!“ Die Kinder hatten sich dem Vater nachgeschlichen; Maschinka, obgleich sie sich ein wenig fürchtete vor dem braunen Manne, wurde doch von seinen Bitten so gerührt, daß sie den Vater schmeichelnd am Arme nahm und ihm zuflüsterte: „Vater, behalt ihn!“ Selbst bewegt, beschloß Wolskoi, es einmal mit dem seltsamen Menschen zu versuchen.

Einen stillern, treuern und aufmerksamern Diener, als der neue Knecht war, hätte man nirgends finden können. Er schlief bei den Pferden im Stall und war nicht zu bewegen, ein besseres Lager zu nehmen. Kein Dienst war ihm zu niedrig, keine Arbeit zu mühevoll; mit dem übrigen Gesinde hielt er wenig Gemeinschaft und nahm nie teil an einer Lustbarkeit; da er aber allen half, für alle arbeitete und mit dem geringsten zufrieden war, so gewannen sie ihn doch alle lieb und ließen ihn in seiner stillen Weise gehen. Wo es ihm nicht befohlen wurde, verließ er des Herrn Haus nur, um in die Kirche zu gehen oder um Beistand zu leisten, wo etwa Feuer oder sonst eine Gefahr war. Dann zeigte er die Stärke eines Löwen, daheim war er aber stille und fügsam wie ein Lamm. Sein höchstes war, wenn er den Kindern des Hauses, die nur langsam ihre Scheu vor ihm verloren, einen Dienst tun durfte, zumal dem kleinen Fedor. Er strahlte vor Freude, wenn der Knabe auf der Rohrpfife blies, die er ihm geschnitzt hatte, wenn er sich von ihm aufs Pferd heben ließ und in kindlicher Zutraulichkeit mit ihm plauderte; er hätte sein Herzblut für das Kind gegeben.

Manches Jahr war so über dem Hause Wolskots hingegangen, noch manchmal war er fortgezogen und glücklich heimgekehrt. Seit er die Treue des neuen Knechts erprobt, durfte dieser ihn begleiten, und Frau Maria vergaß ihre Sorgen, wenn sie wußte, daß Nepomuk mitging, denn sie kannte seine löwenhafte Stärke und wußte, daß er

sich eher zerreißen, als ihrem Gatten ein Haar krümmen ließe; er hatte diese Treue in mancher Gefahr erprobt.

So oft schon hatten sie sich ruhig niedergelegt und waren alle zusammen fröhlich erwacht, daß sie glaubten, es müßte so sein, da wurden sie in einer Nacht fürchtbar aufgeschreckt durch den Ruf: „Feuer!“ Ein Warenmagazin, dicht neben ihrem Hause, brannte, und ehe man die Flamme bemerkt, hatte sie schon Wolskoi's Haus ergriffen, und an dem flammehellen Fenster des obern Stocks, wo die Knaben schliefen mit ihrem Lehrer, zeigte sich dieser, da der Ausweg durch die Türe durch Flamme und Rauch versperrt war, mit den Knaben am Fenster; der feste Zwan wollte sich hinausschwingen, aber im Grauen vor dem entsetzlichen Sprung, der ihm den sichern Tod gebracht hätte, zog er sich zurück.

Die Löschanstalten waren zu jener Zeit mangelhaft; bis Leitern herbeigeschafft und zusammengebunden waren, konnte das Zimmer mit den Menschen darin in Blut und Schutt versunken sein; die verzweifelnde Mutter wollte sich in die Flammen stürzen, der Vater wollte durch die Treppe hinaufdringen, sank aber vom Rauch betäubt zu Boden. Da erschien Nepomuk, der mit der Geistesgegenwart der Verzweiflung mit dem ersten Blick die Gefahr gesehen und im selben Augenblick alle starken Seile und Stricke vom Stall und Magazin zusammengeflochten hatte.

Mit übermenschlicher Gewandtheit, wie eine wilde Kage kletterte er außen an dem Haus hinauf, ohne Anhalt, als die Simsen und Verzierungen, bis er den Strick an dem noch festen Fensterrahmen oben befestigen konnte; er faßte Fedor in die Arme und glitt wie der Blitz mit seiner festgehaltenen Last am Stricke hinab; ehe der Lehrer und Zwan sich entschlossen, auf dem verzweifelnden Wege zu folgen, war er noch einmal oben, um ihnen heizustehen, auch sie brachte er sicher herab, kaum aber waren sie auf dem Boden, so fiel das oben angebrannte Seil auf die Erde. — Als ob nichts geschehen wäre, begann Nepomuk aufs neue das Rettungswerk, wo es zu retten galt, Menschen, Vieh, Güter, er war überall. „Das ist ein Teufel und kein Mensch!“ schrie das Volk, entsetzt über seine Tollkühnheit; „nein, ein Engel!“ rief die Mutter, ihre geretteten Söhne in den Armen.

Der Brand war gelöscht, ohne ein weiteres Opfer als Wolskoi's Haus, all sein wertvollster Besitz an Gold, Juwelen und Geld war gerettet, und ob auch am Gebäude und Hausgerät der Schaden noch ungeheuer war, so achtete er das nicht, waren doch die Seinen alle unverfehrt um ihn, das dünkte ihm ein unermesslicher Reichtum.

Neponuk aber, der treue Knecht, lag zum Tode verlehrt in der Halle eines Nebenhauses; die Schranke zwischen Herr und Diener war nun gefallen und wie einen lieben Freund umstanden ihn alle mit tränenvollen Augen, bemüht, seine letzten Leiden zu lindern.

Maschinka bot seinen heißen Lippen einen erquickenden Trank, die Mutter legte kühle Tücher auf seine Brandwunden, Zwan und Fedor eilten mit dem Arzt und Geistlichen herbei, die sie nach des Vaters Willen gerufen.

Der Arzt fand, daß hier keine Hilfe mehr sei, und der Kranke bat, ihn mit dem Priester und der Familie allein zu lassen. Fedor kniete bei seinem Retter und hielt die sterbenden Hände in den seinen.

„Ich habe nicht lange Zeit zur Beichte,“ begann der Kranke mit kräftiger Stimme, seine Schmerzen niederkämpfend, „ich bin Michael Peruf, der Räuber.“ Mit einer Gebärde des Entsetzens fuhren die andern zurück; nur Fedor hielt seine Hände fest und sah den Sterbenden mit liebevollem Blick an, dessen sonst so traurigen Augen in wunderbarer Klarheit aufleuchteten. „Wie ich auf diese verfluchte Laufbahn kam, wieviel Raub und Blutschuld ich auf mich geladen, kann ich nimmer enthüllen,“ fuhr er fort. „Ihr alle wißt den Abend vor sieben Jahren, an dem Wolskoi, jetzt mein gütiger Herr, von seiner Reise heimkehrte. Ich lauerte ihm hinter dem Kreuze auf, um ihn zu berauben und morden. Da kamen die zwei Kinder und beteten vor dem Kreuze. Schon des Mägdeleins Gebet hat mein Herz wunderbar bewegt, aber als sie geendet, wachte der Teufel doch wieder in mir auf und ich dachte, du bist doch verloren, schieß den Kaufmann tot und sieh, ob du nicht mächtiger bist als der Gott, der ihn beschützen soll. Da erhob das Knäblein seine Stimme, und wie er in seiner Unschuld auch für den armen Räuber betete, da klang mir's wie eine Engelstimme, daß auch ich noch Rettung finde, und als der Kaufmann kam, warf ich die Waffen von mir und schlich mich fort.“

„Es ist nicht leicht für einen Räuber, wieder ehrlich zu werden, und ich dachte oft, mich geradezu dem Gericht auszuliefern, um im Tode mein Recht zu finden und Ruhe. Aber in meinem Herzen war's noch so Nacht und ich hätte so gerne Gewißheit gehabt, ob mir droben noch ein Pförtlein offenstehe, ehe ich sterbe.

„Da trieb mich's immer und immer in die Nähe des Kindes, das mir zum Engel geworden, und so kam ich in Eure Dienste.“ Er schwieg im Uebermaß seiner Schmerzen.

„Armer Neponuk, und du hütest deine Treue mit so qualvollem Tod,“ sagte weinend Maschinka.

„Möge ihn der Himmel als Buße nehmen für einen Teil meiner Schuld,“ sagte der Sterbende, die glänzenden Augen zum Himmel gerichtet, „mir ist Erbarmung widerfahren.“ Sein Auge brach im Tode, ehe ihm der Priester im Namen der Kirche Vergebung verkünden konnte, der wunderbare Friede seines bleichen Gesichts aber verkündete, daß seine letzten Worte keine Lüge gewesen waren.

\*

\*

\*

Die schuldvolle Vergangenheit des Räubers wurde mit ihm ins Grab gesenkt; das Andenken an seine Treue aber lebte in dankbarem Herzen fort.

Das Haus des Kaufmanns wurde schön und stattlich wieder aufgebaut; nach dem Tode der Eltern lebte Maschinka darin an der Seite eines braven Gatten. Fedor übernahm die Güter seines Vaters und wurde seinen Untergebenen ein milder, guter Herr; er vergaß nie, daß wir in jeder Stunde von Gott berufen sein können, andern ein Engel zu werden. Iwan folgte seinem Forschungstrieb und hat ferne Länder und Meere durchzogen, als den reichsten Gewinn eines reichen Lebens hat er aber erkannt, daß er beten gelernt hat.





## Spätes Glück.

**D**er liebe Gott hatte ein gesegnetes Jahr, warmen klaren Sonnenschein und fruchtbaren Regen ins Land geschickt. Es war Friede allenthalben; alle Bäume voll von köstlichem Obst, an den grünen Hügeln in den Rheinlanden reiften die herrlichsten Trauben; die Herzen waren fröhlich, und die Arbeit wurde niemand sauer. Auch für die Kinder war gute Zeit; die Gärten waren voll, es gab überall etwas zu schmausen, und der Ueberfluß machte die Herzen mildtätig, und selbst die, denen kein Baum wuchs, welche kein Stückchen Land ihr eigen nennen konnten, durften nicht leer ausgehen.

Es war in einer schönen großen Stadt am Rhein an einem herrlichen Sommerabend, wo von allen Hügeln herab, von den Wiesen und Tälern das rege und doch friedliche Abendleben sich zeigte, das sich so behaglich ansieht in ruhigen Zeiten.

Aus den niederen Häusern in dem Teil der Stadt, wo die Weingärtner und Ackerbauern wohnten, stieg schon ein leichter Rauch auf; dort kochte eine sorgende Mutter das Abendbrot; hochgeladene Wagen mit duftendem Dehmid fuhren heimzu, und fröhliche Kinder, die oben saßen, blickten triumphierend von der grünen Höhe herab; andere Kinderscharen zogen frohlockend an einem Handwagen, auf dem Körbe mit rotbackigen Äpfeln standen. Die Weinlese hatte

noch nicht angefangen, nur hier und da brachte ein Winzer mit freudigem Stolz ein Körbchen auserlesener Trauben vom Berg herunter, die er irgendeinem vornehmen Herrn „zur Verehrung“ bringen wollte, als Probe, wie prachtvoll heuer der Wein werden müsse, und wenn er eine der großen schwarzen Trauben in die Höhe hielt und den Vorübergehenden zeigte, so brachen alle in ein bewunderndes Ah! aus, und die Kleinen sahen mit lusternen Blicken daran empor.

Durch all dies rege abendliche Leben und Treiben zog in gleichmäßigem Schritt, fast in Reih und Glied wie die Soldaten, ein Häufchen Kinder, denen kein Apfel reifte und keine Traube glühte, die fremd und unbeteiligt an all den geschäftigen Leuten und fröhlichen Kindern vorbeisritten, und welche auch von diesen mit fremden Augen angeschaut wurden, als ob sie einem ganz andern Kreise angehörten. Sie gingen alle gleich gekleidet: die Knaben in grauen Jäckchen, die Mädchen in blauem Kattun, — es waren die Zöglinge des Waisenhauses. Die Knaben sahen nicht viel um sich und waren schweigsam; hier und da blickte einer nach den Kindern „in der Welt draußen“, und es fiel ihm wohl ein, wie er auch einmal mit seinem Vater vom Acker heimgegangen war, oder der Mutter an der Schürze gehangen und Äpfel aus ihrer Tasche gezogen hatte; aber er redete nicht darüber. Die Mädchen sahen mehr um sich, plauderten zusammen und erzählten sich von daheim, wie ihre Mutter auch ein Gärtchen gehabt, oder ihr Vater einmal einen Weinberg. Hinter dem Zuge der Mädchen, zunächst der Lehrerin, die ihn beschloß, um ein Auge zu haben auf die kleine Schar, ging zwischen zwei großen Mädchen ein kleines, nach dem alle Vorübergehenden hinsahen. Es war wie die übrigen Kinder in das schlichte blaue Kattunröckchen gekleidet; aber es hatte ein so feines, liebliches Gesichtchen und ein Köpschen voll blonder Locken, wie man sie noch nie bei einem Waisenhauskind gesehen, denn gewöhnlich wurden den Mädchen der Einfachheit wegen die Haare kurzgeschnitten; dem Dortchen allein hatte man sie wachsen lassen, weil sie so gar schön und lockig waren. Die größern Mädchen schienen Dortchen auch mit besondrer Zärtlichkeit zu hüten; es trug

ein Blumensträußchen in der Hand. Das kleine Lockenköpfchen war augenscheinlich der Liebling der Anstalt.

Es war nicht, als ob von all dem Segen auf Feld und Flur für die Waisenhaukskinder gar nichts gewachsen wäre. Gar mancher Korb Aepfel wurde von mildtätigen Händen ins Waisenhaus geschickt; auch war ein Garten hinter dem Hause, in dem schöne Aepfelbäume standen, und die Kinder hatten Gott und guten Menschen zu danken, daß sie hier nicht bitteres Bettelbrot essen durften. — Aber ein andres ist's, an der Hand des Vaters heimzukehren mit dem Segen, der auf „unsrem Feld“, in „unsrem Obstgarten“ gewachsen ist, und ein andres, so in Reih und Glied einzurücken unter ein fremdes Dach, wo kein so herzliches „Grüß Gott“ ertönt wie daheim.

Wenn Kinder, denen die Zucht eines treuen Vaters entleidet ist, die der Mutter Herz kränken mit widerspenstigem, unfreundlichem Wesen, — wenn sie einmal wollten nachdenkend so einen Zug von Waisenkindern ansehen, vielleicht ihr Herz würde warm für den Segen der Heimat, und sie würden Gott danken dafür durch ein liebevolles kindliches Herz.

Das kleine lockige Mädchen, von den Kindern das Verfedortchen genannt, weil sie besonders Lieder und Verse leicht auswendig behalten und hersagen konnte, das empfand freilich nicht, daß ihm etwas fehlte, daß keine Mutter in seine blauen Neuglein schaute, keine Vaterhand seine blonden Locken streichelte; — sie hatte Vater und Mutter nie gekannt, und niemand konnte ihr sagen, wo sie zu finden seien; sie kannte keine Heimat als das Waisenhaus.

Vor zwei Jahren war eine arme Schustersfrau der Stadt mit dem dreijährigen Kind zu dem Vorsteher des Waisenhauses gekommen und hatte gefragt, ob das Würmchen da nicht könnte aufgenommen werden.

„Ist es Ihr Kind?“ fragte der Vorsteher.

„Nein, lieber Herr; mein Mann lebt noch, Gott sei Dank, und von meinen könnt ich keins hergeben, auch das da geb ich blutungern fort; aber wir haben sechs, nächstens sieben, und ich kann's meinem Mann nicht zumuten, daß er auch noch für ein fremdes Kind arbeitet.“

„Ja, wem gehört denn das Kind?“

„Ach, wissen Sie, im Winter vor drei Jahren waren einmal so Komödiantenleute hier, da draußen in der „Sonne“; es ging kümmerlich genug zu bei ihnen. Ich habe damals meinen kleinen Peter gestillt, da holte man mich hinaus; eine junge Frau liege schwer krank, ob ich nicht auch ihr Kindchen nähren könne neben dem meinen. Mein Mann wollte nicht, daß ich mich mit solchen Leuten einlassen solle, aber die Frau dauerte mich; sie war sehr schwach und weinte an einem fort, und das Kindchen war so zart. So nahm ich denn das Dingelchen mit mir heim, da ich nicht alle Tage den weiten Weg in die „Sonne“ hinaus machen konnte; die Zäckchen und Windeln, die ihm die Frau mitgab, waren nicht sehr gut, aber aus feinem Zeug gemacht. Den Vater des Kindes habe ich nicht gesehen. Nur einmal, als das Kindlein schon recht im Gedeihen war, habe ich's ihr wieder hinausgebracht; da war der Mann dabei, ein sauberer großer Herr mit einem gewaltigen Backenbart. Die Frau hatte eine unbeschreibliche Freude an dem Kindlein; der Herr machte nicht viel, er guckte nur so drüber hin. ‚Wir müssen nun abreisen,‘ sagte er zu mir — die andern Komödianten waren schon lang fort — ‚das Kind ist noch zu zart, als daß wir es mitnehmen könnten; es scheint bei Ihnen zu gedeihen, wollen Sie es in Kost behalten? Ich bezahle das Kostgeld auf ein halbes Jahr voraus,‘ sagte er, als er sah, daß ich mich besann. Und er zählte mir dreißig Gulden auf den Tisch; er mußte sie aus allerlei Schieblädchen und Beutelein zusammenkragen, der arme Mensch; war auch noch ein Goldstück dabei, das die Frau aus einem kleinen Beutelchen holte, das sie auf ihrem Herzen trug. Ich hatte das Kindchen so lieb, ich hätte es umsonst behalten; aber wir waren arm, das Geld kam mir wie vom Himmel geschickt, mein Mann hätte gerade Leder kaufen sollen. So habe ich denn das Kind und das Geld mit mir genommen. Die Frau aber hat geweint, daß es einen Stein hätte erbarmen können, und hat das Kind nicht aus den Augen lassen wollen; der Herr wurde am Ende ganz zornig. Er sagte, sie werden bald wieder nach dem Kinde sehen, und die Frau band ihm noch ein dünnes goldnes Kettlein um den Hals; es brauchte lang, bis

ich endlich fortkam. — Mein Mann ist ärgerlich gewesen, daß ich nicht einmal den Namen von den Leuten wußte — ich hatte das vergessen —, und im Wirtshaus sagten sie, der Herr heiße Eichstrom, aber man wisse nie gewiß, was solchen Leuten ihr rechter Name sei. Da meinem Manne das Geld so nötig war, so war er's am Ende doch zufrieden.

„Die Leute haben nichts mehr von sich hören lassen, und die dreißig Gulden sind alles, was wir von dem Kinde gehabt. Wir haben es aber sehr gern, und, wie ich Ihnen sagte, wenn zu unsern sechsen nicht noch ein siebentes käme, — ich gäb's gar nicht her.“

„Ja, liebe Frau,“ sagte der Vorsteher, „wir nehmen so junge Kinder gar nicht auf. Unser Waisenhaus ist nur für Kinder, die schon in den Schuljahren stehen; für kleinere Kinder sind andere Anstalten im Land.“

„Ach, bitte, lieber Herr, behalten Sie's doch!“ bat die Frau. „Sehen Sie, ich kann nicht mehr weit herum und ein Unterkommen für das Kind suchen, und mein Mann ist gar ungeschickt und kann's vollends nicht. Und ich möchte so gern, daß es hierbliebe, daß ich's auch noch sehen könnte. Es ist ein liebes, lustiges Kind und wird Ihnen nicht viel Plage machen, und so klein es ist, so kann es schon so schöne Verschen; sag mal her, Dortchen! Dorothea ist es getauft,“ sagte sie zur Erklärung, „es ist gar kein Komödiantenname.“

Das kleine Mädchen, das sich unterdes auf den Boden gesetzt und mit ein paar Papierstückchen gespielt hatte, die dort lagen, stand auf den Wink seiner Pflegemutter auf, stellte sich gerade vor den Direktor, sah ihn mit seinen unschuldigen blauen Augen furchtlos an und sagte ohne Wahl mit ihrem Kinderstimmchen den Vers her, den sie von der Schustersfrau als Abendgebet gelernt hatte:

„Breit aus die Flügel beide,  
o Jesu, meine Freude,  
und nimm dein Kücklein ein.  
Will mich der Feind verschlingen,  
so laß die Engel singen:  
Dies Kind soll unverlehet sein.“

Der Vorsteher fühlte sich wunderbar ergriffen von des Kindes Blick und der unbewußten Innigkeit, mit der es sein Verschen sprach. Es war eine Stelle im Waisenhause frei; eine der Lehrerinnen zeigte sich willig, die größere Mühe zu übernehmen, die ein so kleines Kind machte. So wurde denn das Dortchen aufgenommen, und es war bald der allgemeine Liebling, das „Kind“ des Hauses geworden, und die Lehrer hatten nur zu hüten, daß es nicht verderbt und eitel wurde, weil es überall Verschen auffagen sollte, die es so gar leicht befiel.

Gut war es, daß das Kind eine Heimat im Waisenhause gefunden; die gute Schustersfrau war bald nach seiner Aufnahme gestorben, der Mann hatte wieder geheiratet, und niemand in der Welt draußen kümmerte sich um das Dortchen. Das aber wuchs fröhlich und lustig auf wie die Lilie auf dem Felde. Spielzeug hatte es nicht viel und brauchte nicht viel, es konnte mit allem spielen; zu Weihnacht hatte es eine schöne Puppe bekommen, die wurde aber eingeschlossen und nur Sonntag nachmittag herausgegeben. Dortchen aber machte sich Püppchen aus einer Kartoffel, aus den Knospen der Mohnblumen; es spielte mit seinen Fingern, wenn es sonst nichts zu spielen hatte, gab ihnen allerlei Namen und ließ sie Gespräche miteinander aufführen. Den Lehrern, welche die Herkunft des Kindes kannten, war diese Neigung zum Schauspielern oft ein wenig bedenklich, bedenklicher noch die Gabe, die das Kind früh zeigte, die Leute nachzuahmen, was den andern Kindern gar zuviel Spaß gab.

„O Dortchen, mach einmal Jungfer Klump nach!“ das war die Arbeitslehrerin. Dann nahm Dortchen irgendeine Schultasche an den Arm, die den Arbeitsbeutel der Jungfer Klump vorstellen sollte, wandelte ganz ehrbar und gerade mit hochgetragenen Kopf und auswärtsgekehrten Füßen durchs Zimmer und ermahnte die Mädchen: „Kinder, schämt euch! Bleibt hübsch in der Reihe! Geht aufrecht wie ich!“ Und je mehr die andern sich ausschütteten vor Lachen, desto mehr steigerte sich das kleine Mädchen. Strafen und Verweise halfen nicht viel dagegen; es gefiel ihr eben gar zu sehr, die andern so zu belustigen.

Einmal waren die Mädchen allein im Schulzimmer. „Du, Dortchen, wen machst du jetzt?“ riefen sie, als Dortchen schon allerlei Darstellungen aufgeführt hatte; „o du, den Herrn Pfarrer!“ rief ein mutwilliges Mädchen. Der Pfarrer des Waisenhauses war ein sehr gütiger, freundlicher Mann, der sich von ganzer Seele der Kinder annahm; durch ein körperliches Leiden hielt er, namentlich beim Predigen, den Kopf sehr auf eine Seite geneigt, was seltsam ausfah, auch hatte er sich ein äußerst langsames, gedehntes Sprechen angewöhnt.

Dem Dortchen war nicht ganz wohl zumute, als ihr eines der Mädchen eine schwarze Schürze umband und aus Papier Priesterkrägeln schnitt. Wie sie aber auf den Sitz des Katheders stieg, ihr Lockenköpfchen zur Seite neigte und mit langsamem, schleppendem Ton anhub: „Wir sind wieder hier versammelt, ihr, meine Lieben Kinder,“ da brach ein unbeschreibliches Gelächter bei den Mädchen los, und Dortchen war im besten Zuge, fortzumachen. Da ging die Thür leise auf und eine ernste Stimme fragte: „Nun, wie geht's weiter?“ Das war der Herr Pfarrer selbst. Das Lachen wurde totenstill; einige der Mädchen schlüpfen unter die Schulbank, andre steckten den Kopf in die Schürze und meinten, so sehe man sie nicht; Dortchen blieb, erstarrt vor Schrecken, auf ihrem Katheder stehen. „Ich will dir weiterhelfen, mein Kind,“ sagte der Pfarrer, stellte sich neben sie und fuhr mit ruhigem Ernste fort: „Ihr seid zu jung, um das tiefe Geheimnis der göttlichen Heilslehre zu verstehen; aber ihr seid alt genug, um zu wissen, daß der Heiland auch für euch in die Welt gekommen ist, und daß er die Kindlein zu sich gerufen hat.

„So fing meine letzte Predigt an,“ sagte der Pfarrer sanft zu Dortchen; „bist du so auf dem Weg zu dem Herrn, der auch dich zu sich ruft?“

Dortchen war leise herabgestiegen und verbarg bitterlich weinend ihr Gesicht in beide Hände; sie wäre niedergesunken, wenn es der Geistliche nicht geweht hätte; die Reue war größer als selbst die Angst vor der Strafe. „Mußt es nicht mehr tun,“ sagte der Pfarrer gütig, „mußt auch andre Leute nicht so verspotten. Aller

Jubel und Beifall deiner Gespielen wiegt nicht auf, wenn du einem Menschen damit wehe getan hast.“

Lange noch war den Mädchen bang vor der Strafe, die nachkommen werde, wenn der Lehrer es erfahre; der gute Herr Pfarrer aber hatte geschwiegen. Von dieser Stunde an war Dortchen nicht mehr zu bewegen, jemand nachzuahmen, wie stark auch in ihr selber die Lust dazu sein mochte.

Versedortchen aber blieb sie. Niemand wußte, wo sie nur all die vielen Lieder und Gedichte her hatte, die sie auswendig wußte, und sie sagte sie nicht nur, wie sie ihr eben zufällig einfielen, nein, zu jeder Gelegenheit kam ihr auch ein passendes Lied in den Sinn; wo gesungen werden sollte auf einem Spaziergang oder während der Arbeitsstunden, da mußte Dortchen allezeit den Text hersagen.

Sonst war sie gerade keine Gelehrte. Anfangs hatte man aus dem außerordentlichen Gedächtnis des Mädchens auf große Begabung geschlossen; aber sie war zu zerstreut, um es im Lernen sehr weit zu bringen, besonders war sie keine Gelbin im Rechnen. Unterhaltende Geschichten las sie gar zu gern; zu Weihnachten wurden immer viele schöne Kinderbücher an das Waisenhaus geschenkt, und sie war sehr glücklich, wenn sie manchmal am Sonntag eines davon bekam und sich im Haus oder Garten irgendein stilles Winkeldchen suchen konnte, um zu lesen. Nachher schnitt sie Papierpüppchen aus und führte den andern Mädchen die Geschichten damit auf; bei allen Kindern war Dortchen beliebt und galt für sehr geschickt. Das Abendgebeten, das sie noch von der Schusterin mitgebracht, vergaß sie nicht, und sie betete es immer leise für sich, wenn nach der Abendandacht im großen Lehrzimmer die Kinder zur Ruhe gingen; es war ihr halb unbewußt, als wenn die Worte eine schirmende Decke um sie breiteten; sie hätte nicht einschlafen können ohne ihr Verslein.

Unglücklich fühlte sich Dortchen gar nicht im Waisenhaus und begriff nicht recht, warum die Leute oft mit so tiefem Mitleid auf den Zug der Waisenkinder blickten. Sie hatte ja nie ein anderes Leben gekannt, sie war nie auf eines Vaters Knie gesessen, hatte nie einen Mutterkuß gefühlt; man begegnete ihr freundlich; sie wußte nicht, daß sie etwas entbehrte. Sie nahm auch die Wohlthaten des

Hauses, den Schutz gegen Hunger und Kälte, den Unterricht, den sie genoß, ebenso hin wie andre Kinder den Segen ihres Elternhauses, — sie dachte, es müsse so sein.

Wenn sie freilich in der Reihe der andern Kinder spazieren geführt wurde und es fuhrn elegante Wagen an ihnen vorbei mit geputzten Kindern, oder wenn an den Jahresfesten des Waisenhauses Herren und Damen der Stadt kamen, mit den armen Kindern sprachen und sie beschenkten, — dann setzte sie sich ein helles, farbenreiches Bild zusammen von der Welt draußen. Und sie dachte sich's gar schön und wunderbar, wenn sie nach der Konfirmation hinauskommen würde aus den engen Mauern des Waisenhauses in diese Welt — wie? das wußte sie freilich selbst nicht.

Auch über ihre Eltern mußte sie sich besinnen, als sie älter wurde. Manche der Kinder hier hatten noch eine Mutter oder eine Großmutter, die sie besuchen durften in den Ferien und von der sie erzählten, wenn sie wieder zurückkamen; andre hatten ihre Eltern noch gekannt, und die Mädchen suchten gar zu gern etwas, dessen sie sich rühmen konnten gegen ihre Gefährtinnen. „Meine Mutter hat noch ein Gärtlein am Hause,“ erzählte die eine; „da sind so schöne Äpfel drin, wie meine Faust so groß.“ — „O, und mein Nehne hat einen Apfelbaum vor dem Fenster, da sind die Äpfel wie eine Kegelfugel,“ behauptete die andere. „Meine Großmutter wohnt in der Stadt,“ sagte die dritte, „da hat man keine Apfelbäume; aber sie wohnt hinten im Hof von einem so prächtigen Haus, das ist wie ein Königsschloß!“ — „Ja, im Keller wird sie wohnen!“ warf eine Neidische dazwischen. „Nicht im Keller, im Hinterhaus,“ rühmte Käthchen wieder, „und sie hat so schöne Nelkenstöcke vor ihrem Fenster!“ Dortchen konnte nichts rühmen und nichts erzählen; sie mußte die Ferien im Waisenhaus zubringen, wenn sie nicht eine freundliche Lehrerin manchmal mit sich in ihre Heimat nahm.

Mit den Schusterskindern hielt sie noch gute Freundschaft, obgleich sie gar selten ins Haus kam, da die neue Frau nicht viel von ihr wissen wollte; sie grüßten sich freundlich, wenn sie sich im Freien sahen. Johann und Marie, die zwei, die dem Dortchen am nächsten im Alter waren, wagten manchmal durch den Hof des

Waisenhauses zu gehen und steckten ihr, wenn sie konnten, eine schöne Birne oder sonst etwas Gutes zu; — aber sie wußte wohl, daß die Schustersleute ihr nicht verwandt waren, obgleich man sie Dorothea Scheser nannte nach dem Namen des Schusters. „Deine Mutter ist eine Fremde gewesen, die nicht lange hier war,“ sagte ihr der Vorsteher, als sie in spätern Jahren einmal das Herz faßte, ihn zu fragen; „sie ist wohl längst gestorben, und wir wissen ihren Namen nicht.“ Dortchen hatte nicht gewagt, weiter zu fragen, aber sie konnte es nicht wieder vergessen. Oft kam sie sich unendlich arm und verlassen vor, viel mehr als all die andern Kinder, die doch wußten, wo ihrer Eltern Grab war; oft aber hingte sie sich auch an das Wörtchen: sie ist „wohl“ längst gestorben, „wohl“, also ganz gewiß wußte es auch der Herr Direktor nicht, und sie dachte sich wunderfame Geschichten aus, wie sie die verlorene Mutter wiederfinden könnte.

So war Dortchen im Waisenhaus herangewachsen, groß, gesund und blühend; die blonden Locken waren längst glatt gekämmt und in Zöpfe geflochten, als sie nach der Einsegnung Abschied nahm von dem Geistlichen, dem sie seit jenem Morgen in der Schule mit tiefer Anhänglichkeit ergeben geblieben war.

„Nun, Dortchen, wo kommst du denn jetzt hin?“ fragte der freundliche Herr.

„Weiß nicht,“ sagte Dortchen, und Tränen traten ihr in die Augen; „ich habe keinen Seelenmenschen auf der ganzen weiten Welt, der sich um mich annimmt.“

„Weißt du deinen Denkspruch noch?“

„Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf,“ wiederholte Dortchen mit leiser Stimme.

„Nun, daran halte dich, liebes Kind, so wird dir nicht bange werden; du hast einen reichen Vater. — Hast auch auf Erden Leute, die an dich denken,“ fügte er freundlich hinzu. „Da habe ich zum Beispiel ein recht nettes Plätzchen für dich erfahren bei der verwitweten Frau Major Sternberg; das ist eine brave Frau, die

sich ein junges Mädchen zum Dienst heranzubilden will. Die Arbeit wird nicht zu streng bei ihr sein, und ich bin gewiß, du wirst dich gut halten und meiner Empfehlung Ehre machen.“

Dortchen sagte nicht viel zu dem freundlichen Vorschlag; sie konnte gar nichts dagegen haben, und doch — sie wußte nicht, warum sie nicht ganz zufrieden war; — sie hatte sich's eben anders gedacht, wenn sie in die Welt hinauskommen würde; aber wie, das konnte sie sich freilich nicht sagen. Dortchen war ein vernünftiges Mädchen und nächstens sechzehn Jahre alt; sie begriff wohl, daß sie dem Herrn Pfarrer herzlich dankbar sein müsse für seine Hilfe, und sie tröstete sich selbst mit einem ihrer vielen Verslein:

„Hör, liebe Seele, willst auch du  
in Zukunft bleiben in der Ruh  
und nicht zuschanden werden,  
so strebe doch  
nie stolz und hoch  
und bleib fein an der Erden!“

Und als der Pfarrer fragte: „Nun, Dortchen, wie ist's?“ da sagte sie freundlich: „Ja, ich will gern zur Frau Major, wenn sie mich nur haben will.“

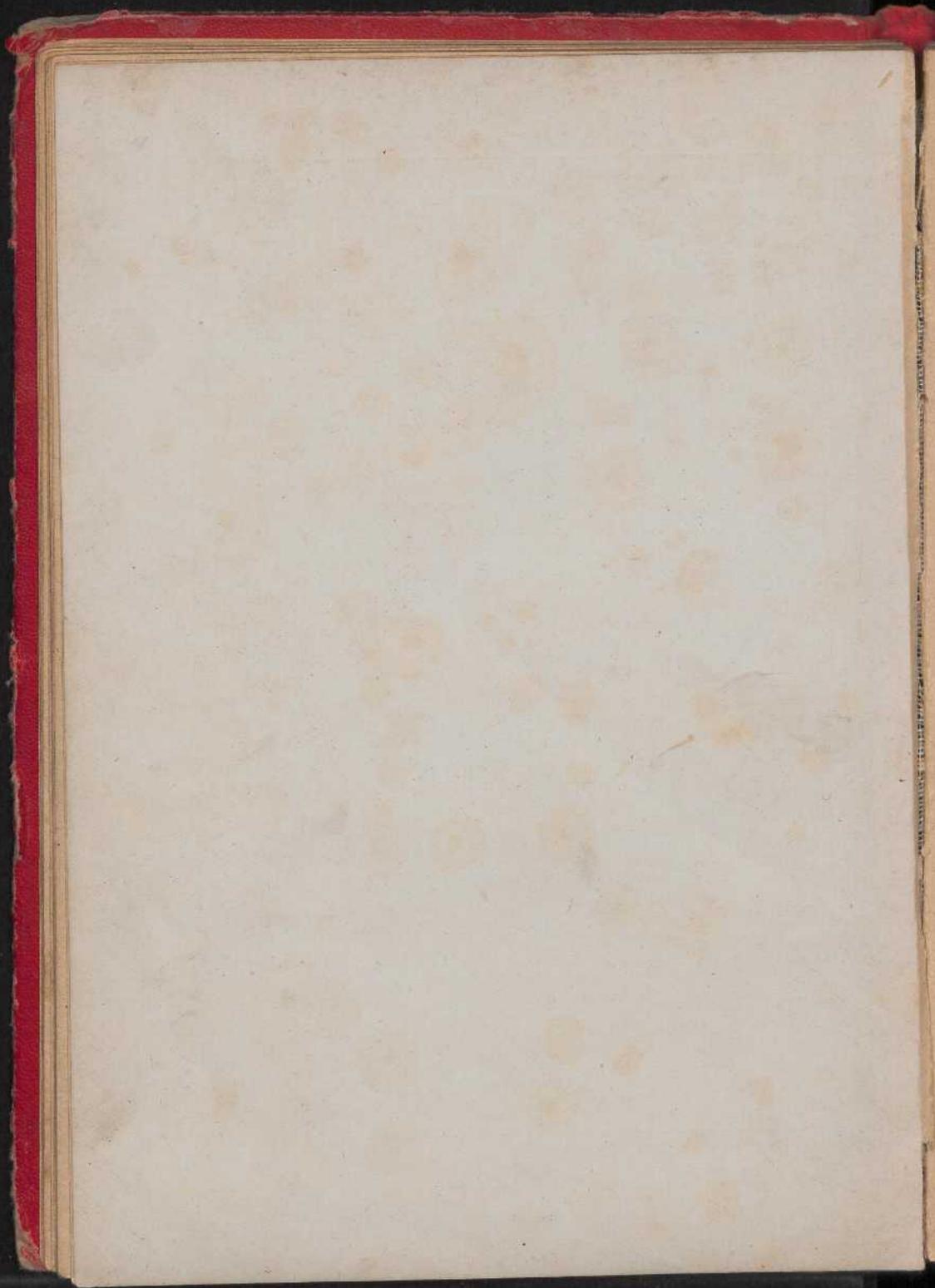
Von „der Pracht und Eitelkeit der gottlosen Welt“, vor der man sie gewarnt, hat Dortchen zunächst nicht viel gesehen, als sie in ihren neuen Dienst eingetreten war. Die Frau Major wohnte hoch oben im dritten Stock in einer einsamen Gasse; da hatte sie drei Zimmerchen, die mußten so zierlich und rein gehalten werden wie Puppenstuben. Der Fußboden war ohne ein Stäubchen, die Frieße glänzend schwarz gebohnt, die Fenster hell wie Kristall mit schneeweißen Gardinen; auf dem Fenstertritt stand ein zierliches Arbeitstischchen, vor diesem ein niedlicher, gestickter, kleiner Fauteuil, und auf dem Stühlchen saß die Frau Major selbst, eine kleine Dame, meist in einem grauen Kleide, einem schwarzseidenen Schürzchen und einem schneeweißen feingefalteten Häubchen. Es gab erstaunlich viel zu tun bei der Frau Major, obgleich sie ganz allein war und

sehr einfach lebte. Ihre Kommode war verziert mit niedlichen Porzellanfiguren; auf einem Pfeilertischchen standen künstliche kleine Tassen und Kaffeekannen mit roten Aepfelein darauf; auf dem andern allerlei Körbchen und Döschen, von denen kein Mensch wußte, zu was sie dienen sollten. Am Ofen standen zwei wohlgefütterte Körbchen; in einem derselben hatte Milli, das Käzchen, und in dem andern Betti, das Hündchen, seinen bequemen Platz. Alles im Zimmer, bis zum Messingbeschlag des Porzellanofens und dem Gestell, an dem die Feuerzange und der zierliche Blasebalg lehnte, mußte rein und blank erhalten werden; nirgends ein Stäubchen, alles so sauber in Ordnung, als ob's die Erdmännlein zusammengetragen. Dortchen war zu Anfang in beständiger lauter Bewunderung über all die vielen schönen Sachen nach der schmucklosen Einfachheit des Waisenhauses; ihre Augen waren zweimal so groß als gewöhnlich vor lauter Ertaunen; auch konnte sie zuerst nicht begreifen, daß so viel Arbeit nötig sei um so viel kleine Dinge. Aber sie lernte es bald; sie bekam selbst eine Freude an den hübschen Sachen; besonders mit den Porzellanfigürchen machte sie sich persönlich bekannt und hielt oft ganze Gespräche mit ihnen. „Wie, du Langer,“ sagte sie zu einem Winzer, der den Herbst darstellen sollte, „steht ein bißchen zur Seite, mach Platz für das schöne Fräulein mit ihren Blumen!“ — das war eine Flora — „sonst kommt der Alte da hinten und stupft dich mit seiner Gabel,“ — der Alte war ein Neptun mit dem Dreizaß. — „Gehen Sie ein bißchen weg, alter Herr!“ sagte sie zum Winter, der beschneit in Muff und Pelzmantel dastand; „mein schönes Blumenfräulein erschrickt sonst; da hinten 'num zu dem kleinen Burschen!“ — einem Amor — „der kann schon ein wenig von Ihrem langen Pelzrock brauchen!“ Sogar ihrer alten Lust zu Theateraufführungen — obgleich sie noch nie ein Theater gesehen hatte — konnte sie nicht widerstehen, wenn sie einmal allein war; sie führte sich die schönsten Geschichten auf mit den Göttern und Göttinnen, Bauern- und Damenfigürchen, und brachte dann alles wieder sorgfältig in Ordnung.

Die Frau Major war freundlich und geduldig mit ihr; sie gewann bald das muntere Mädchen lieb und zeigte ihr unermüdet,



Spätes Glück



wie sie alles zu reinigen und in Ordnung zu halten habe. Sie war noch gar nicht alt, aber früh Witwe geworden und hatte seitdem so ganz allein für sich gelebt. Da hatte sie nun, weil sie keine Kinder besaß, sich allmählich ihre kleine zierliche Welt geschaffen und sich daran gewöhnt; selbst Milli und Betti waren manierliche Geschöpfe, die nichts verunreinigten. Betti, ein zierliches Wachtelhündchen, war Dortchens treuer Begleiter auf ihren Ausgängen und hüpfte und sprang allemal ganz lustig um sie herum, vergnügt, wenn er sich nicht mehr so gar anständig aufführen mußte wie in der Stube.

Auch an Kindern fehlte es nicht ganz. Eine Cousine der Frau Major war in derselben Stadt verheiratet und hatte ein ziemliches Kinderhäufchen. Die kleinsten vom vierten bis zum siebten Jahr waren die Lieblinge der Frau Major, und es war jedesmal ein großes Fest für sie, wenn sie zu der „netten Tante“ durften, wie sie bei den Kindern hieß.

In ihren reinsten niedlichsten Anzügen, mit schneeweißen Schürzchen und frischgewaschenen rosigen Gesichtchen trippelten sie herbei, und es wurde ihnen ganz feierlich zumute, wenn sie aus dem etwas regellosen Getriebe ihres Elternhauses in die zierliche Stube der Frau Tante mit all den vielen schönen Sachen kamen.

Ehe Dortchen kam, hatte die Frau Major eine alte Dienerin gehabt, die sie noch von ihrer Mutter ererbt; eine redliche Person, aber mürrisch und brummig und noch viel eifersüchtiger auf ihre schöne Stube als ihre Dame selbst. Der waren die Kinderbesuche nie angenehm, und die Kleinen fürchteten sich gewaltig vor ihr. „Na, das kleine Pack wieder,“ brummelte sie für sich; „da hab ich nachher zu putzen genug! — Gebt auch Achtung, tretet nicht auf die Fries! Verschüttet mir keine Milch! Zupst nicht an dem Körbchen!“ Die Kleinen waren in beständiger Angst gewesen, und die Frau Major hatte fast selbst nicht mehr gewagt, sie kommen zu lassen.

Nun war's etwas ganz anders mit dem jungen freundlichen Dortchen, die sich selbst wie ein Kind freute über die kleinen Gäste. Sorgsam spreitete sie ein Tuch auf den Boden, holte das Tischchen und die kleinen Stühle, die die alte Christine in die Kumpelkammer versteckt hatte — „was brauch't's den unnötigen Grust!“ — und

ordnete den Kleinen ihren zierlichen Kaffeetisch. Sie sang ihnen, erzählte ihnen, lachte und spielte mit ihnen, so daß die Kleinen auch gegen Tante Marie viel freundlicher und zutraulicher wurden und von selbst allerlei Gespräche mit ihr angingen. „Du, Tante Marie,“ erzählte das kleine Mädchen, „denke, ich hab einen Aff' gesehen!“ — „So, wie sieht er denn aus?“ fragte die Frau Major. „O, wie ein wüster Herr mit keinem Rock und haarigen Hosen,“ sagte Emma. „Hör, Tante,“ fragte nachdenklich Otto, „warum hast du denn keinen Mann?“ — „Mein lieber Mann ist gestorben,“ sagte die Tante. „So, und einen neuen willst du dir nicht kaufen?“ meinte der Kleine; „gelt, das wird teuer sein? Und er hätte vielleicht auch schmutzige Stiefel!“ setzte er mit einem bedenklichen Blick auf den reinen Fußboden hinzu. Die Frau Major ergözte sich höchlich an der zutraulichen Geschwägigkeit der Kinder, die früher so scheu gewesen waren. Die Kleinen wurden nun viel öfter eingeladen, und für Dortchen waren es ihre glücklichsten Tage, wenn die kleinen Gäste kamen.

Gewöhnlich wurde die Stille und Ordnung des kleinen Haushalts nicht oft unterbrochen: hier und da eine kleine Kaffevisite von Verwandten oder ein paar Freundinnen der Frau Major, oder, was sie hoch anschlug, der Besuch von einem Offizier, irgendeinem alten Kameraden ihres Mannes mit klirrendem Säbel und Sporen.

Meistens saß Dortchen den ganzen Nachmittag an einem kleinen Nähtisch im Zimmer bei ihrer Dame, die sich gern mit ihr unterhielt. Alle Wände des Zimmers waren voll großer und kleiner Porträts: das Bild des seligen Majors in voller Uniform mit stattlichem Schnurrbart; das Bild eines kleinen Kindchens, des einzigen Töchterleins der Frau Major, in zartem Alter gestorben; dann eine Menge alter und junger Herren und Damen und Kinder, lauter Brüder und Schwestern, Neffen und Nichten und Wäschen der guten Frau. Und sie nannte Dortchen nach und nach alle ihre Namen und erzählte ihr, wo sie nun waren, oder wann sie gestorben, und wie es ihnen ergangen, und freute sich, daß Dortchen überall ein passender Vers einfiel; daß sie zum Beispiel bei ihrem Kindchen sagte:

„Wenn keine Himmelskerben  
in ihrer Unschuld sterben,  
so blüht man sie nicht ein;  
sie werden nur dort oben  
vom Vater aufgehoben,  
damit sie unverloren sei'n“ —

und bei der jungen Nichte, die in blühendem Alter gestorben war:

„Goldselig schöne Blum,  
man sah dich frühe pflücken,  
im Gottes Garten dort  
mit deiner Blüt zu schmücken.  
Wir ändern müssen uns  
mit Blut und Stürmen plagen,  
ob wir nach manchem Leid  
noch edlen Samen tragen“ —

und bei dem wohlhabigen Wibe eines dicken vergnüglichen Schwagers:

„Freund, ich bin zufrieden,  
geh es, wie es will;  
unter meinem Dache  
leb ich froh und still.“

Dem Dortchen wurden all die jungen und alten Leute allmählich so bekannt und vertraut, als wären es ihre eigenen Verwandten, und sie durfte auch der Frau Major, die schlechte Augen hatte, und die, wie tadellos sonst ihre Ordnung war, doch immer ihre Brille verlegt hatte, alle Briefe vorlesen, die kamen, so daß sie nach und nach ganz daheim in der Familie ward.

Ach, an sie selbst kam freilich kein Brief! Es wurde ihr erst jetzt, wo sie von so vielen Verwandten erzählen hörte, oft unsäglich traurig, daß sie auf der ganzen Welt gar keinen Menschen hatte, der ihr angehörte, und der Traum, daß die verlorene Mutter noch leben könne, trat ihr immer mehr zurück.

Zu hart war ihr Dienst nicht; selbst die wenigen schweren Arbeiten, Holztragen und Wasserholen, wurden ihr zum Teil noch abgenommen. Vor einem Jahr war zur Frau Major ein stattlicher Unteroffizier gekommen und hatte sich als ein alter Bekannter bei

ihr angemeldet; sie hatte ihn nicht gleich erkannt. „Wissen Sie denn nicht mehr?“ hatte er gesagt; „ich bin ja der Peter, das arme verwaiste Soldatenbublein, dessen sich vor achtzehn Jahren der Herr Major so treulich angenommen haben. Ich habe bei Ihnen essen und schlafen dürfen; der Herr Major haben mich in die Schule geschickt und für mich gesorgt, bis ich zum Regiment gekommen bin. Jetzt bin ich als Unteroffizier wieder zu hiesiger Garnison gekommen und habe gehört, daß Sie Witwe sind. Ich bin arm; aber wo ich Ihnen dienen und helfen kann mit gutem Rat oder mit meiner Hände Arbeit, da soll mir nichts zuviel sein, damit Sie sehen, Frau Major, daß ich kein undankbares Herz habe.“

Seither war der Unteroffizier der gute Freund und die getreue Stütze der Frau Major. Er war ein verständiger Mann und gut in der Feder; so leistete er ihr Beistand in allen Dingen, wo eine schüchterne Frau sich nicht selbst helfen kann. Er sorgte für ihre Einkäufe und für die Einnahme ihrer bescheidenen Zinsen; er war auch nicht zu stolz, daß er in seinen freien Abendstunden einen alten Kessel überhing, ihr Holz spaltete und auf den Boden trug und Wasser in die Küche brachte. Wenn sie jammerte, daß sie ihm so wenig dafür tun konnte, so sagte er ruhig: „Sei'n Sie zufrieden, Frau Major; ist alles längst vorausbezahlt!“

Oft kamen Dortchen die Tage doch gar zu einformig vor; jeden Tag so ganz dieselbe Arbeit, dieselben Leute! Ihre einzige Abwechslung war hier und da ein Sonntagspaziergang mit Zette, dem Dienstmädchen der Frau Cousine. Sie meinte, die Zeit gehe gar langsam hin, und doch war sie selbst hoch verwundert, als die Frau Major eines Tags sagte: „Nun, Dortchen, bist du vier Jahre in meinem Dienst, und ich bin wohl mit dir zufrieden; reich bin ich nicht, aber ich will gern deinem Lohn vier Gulden jährlich zulegen, damit du siehst, daß ich dich gern habe.“ Als sie die Freude und Dankbarkeit des bescheidenen Mädchens sah, fügte sie hinzu: „Wenn ich dir sonst noch eine Freude machen kann, so geschieht es gern, sag's nur!“

„O, wenn ich einmal ins Theater dürfte!“ brach Dortchen aus. „Das ist schon lange mein allergrößter Wunsch.“ Sie hatte von Jette gehört, daß in der Stadt, wo keine stehende Bühne war, gegenwärtig eine Schauspielergesellschaft sei, von der „eben ganz wunderschöne Sachen“ gespielt würden.

„Nun, der Wunsch ist leicht zu erfüllen,“ sagte lächelnd die Frau Major. „So groß, wie du dir's vorstellst, wird die Herrlichkeit gerade nicht sein; aber heute spielen sie die „Jungfrau von Orleans“, das ist ein schönes Stück für dich; da kannst du wieder neue Verse behalten.“

Unter all den Zuschauern bei der heutigen Aufführung war gewiß niemand, der so ganz mit Leib und Seele sich in das Stück vertiefte, mit so leuchtenden Augen dasaß, so jedes Wort in sich trank, wie unser Dortchen, die nun schon ein groß erwachsenes Mädchen von zwanzig Jahren war. Alles lebte an ihr; beinahe hätte sie, wie die Jungfrau vom Turm, sich selbst von der Galerie hinuntergestürzt. Sie mußte gewaltfam an sich halten, um ruhig sitzen zu bleiben, und das Einflüstern ihrer Nachbarin: „Du, 's ist nicht wahr; die tun nur so, es sind Leute wie wir; daheim tun sie die Kleider aus und reden wie wir, und essen eine Wurst zu Nacht,“ erbitterte sie aufs höchste.

Wie im Traum ging sie nach Hause. Zum erstenmal tat sie am andern Morgen alles verkehrt, sie konnte an nichts mehr denken als an das Theater; wo sie ging und stand, wiederholte sie sich die schönen Worte der Jungfrau, von denen sie wirklich merkwürdig viel behalten hatte. Ueberglücklich war sie vollends, als ihr der Unteroffizier das Buch selbst aus der Leihbibliothek brachte, in dem das wunderbare Stück gedruckt zu lesen stand. Die Frau Major freilich hielt für unnötig, daß ein Dienstmädchen den Schiller lese. Anfangs hatte sie sich ergötzt an dem Vergnügen des Mädchens; am Ende aber wurde ihr's doch zuviel, sich beständig vom Theater erzählen und vordeklamieren zu lassen, und Dortchen konnte kaum erwarten, bis sie am nächsten Sonntag Erlaubnis zum Spaziergang mit Jette und einigen Freundinnen erhielt, bei denen sie sich aussprechen konnte nach Herzenslust. Den meisten dieser Mädchen war ein Theater

nichts so Unerhörtes mehr wie dem Dortchen; sie waren ganz erstaunt über ihr Entzücken und über den Ausdruck, mit dem diese die Reden der Jungfrau deklamirte. Sie saßen in einer Laube des Wirtsgartens, wo sie sich unbeachtet glaubten; auch hatte Dortchen in ihrem Eifer gar nicht bemerkt, ob jemand zuhöre, als sie am Ende in höchstem Feuer deklamirte:

„Wie wird mir? — leichte Wolken heben mich!  
Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide.  
Hinauf! hinauf! die Erde flieht zurück,  
kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!“

Sie hatte alles um sich her vergessen und fuhr erschrocken und beschämt zurück, als ein ältlicher Herr seinen Kopf in die Laube streckte und höflich fragte: „Um Vergebung, mein liebes Kind, darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Dorothea Scheser,“ stammelte sie, „im Dienst bei der Frau Major Sternberg.“ — „So?“ sagte der Fremde etwas gekehnt und trat zurück; die Mädchen bemerkten aber, daß er ihnen beim Nachhausegehen von weitem nachging. „Du,“ sagte Jette zu Dortchen, „weißt was? das ist einer vom Theater, ich kenn ihn; er hat neulich den Talbot gespielt oder wie er heißt.“ — „Talbot,“ sagte Dortchen ärgerlich. — „Ist mir eins, ob's ein Hof oder ein Bot ist!“ entgegnete Jette gleichmütig; „'s ist ja doch nicht wahr. Aber gib nur acht, der will dich aufs Theater, weil du's so schön kannst!“ Die Mädchen nahmen es als einen Spott und neckten Dortchen lange damit; die aber dachte im Herzen, es könnte doch wohl sein, und mußte wachend und träumend daran denken, so daß am andern Abend die Frau Major kopfschüttelnd sagte: „Hör, Mädchen, dich laß ich so bald nicht wieder in die Komödie; du bist ja ganz wie ausgetauscht.“ Dortchen aber ging all ihr Dichten und Trachten darauf, wie sie wieder in die Komödie kommen könnte.

---

Es war einige Wochen nach diesem Theaterbesuch; da finden wir Dortchen in der Studierstube des ehrwürdigen Waisenhauspfarrers.

Er hatte seine ehemalige Schülerin manchmal in dieser Zeit gesehen und sich gefreut, daß die Frau Major so wohl mit ihr zufrieden war. „Nun, Dortchen, was führt dich heute her?“ fragte er freundlich; „das ist ja ein stattliches Frauzimmer geworden! Da werde ich wohl Jungfer Dorothea sagen müssen!“ — „O, lieber Herr Pfarrer,“ bat Dortchen, „bitte, sehen Sie mich doch noch als Ihr Schulkind an! Ich habe ja keinen Menschen auf der Welt; da komme ich um guten Rat zu Ihnen, wie ich zu meinem Vater gekommen wäre.“

„So laß hören, Kind.“

„Die Frau Major wird von hier fortziehen,“ berichtete Dortchen; „ihrem Neffen ist seine Frau gestorben, und er hat sie gebeten, in sein Haus zu ziehen, sie solle es gut haben.“

„Tut mir leid, daß du den guten Dienst verlierst; wird sich aber schon wieder etwas für dich finden.“

„Ja, ich weiß etwas,“ sagte Dortchen, und nicht ohne Gelegenheit erzählte sie von dem Theaterbesuch und wie mächtig sie davon angeregt worden sei, so daß sie im Garten bei ihren Gefährtinnen das Gehörte wiederholt habe.

„Da ist nun ein Herr zu mir gekommen,“ fuhr sie errötend fort, „ein älterer Herr vom Theater, Zeno heißt er. Der sagte, er sehe deutlich, daß ich Talent habe zum Schauspiel und dazu berufen sei; ich könne mir da eine reiche und glückliche Zukunft erringen; ich sei freilich zum Anfangen schon ein bißchen alt, aber er wolle mir helfen, und mit meinen Gaben könne ich es bald lernen. Er ist nicht nur so ein Herumzieher,“ fuhr Dortchen eifrig fort, als der Pfarrer reden wollte; „er ist angestellt beim Stadttheater in Hamburg; er verspricht mir gleich zum Anfang ein Einkommen, das mehr ist als mein Lohn, und will mich unterbringen bei ordentlichen Leuten, und er sagt, daß es Schauspielerinnen gebe, die zweitausend Taler und mehr verdienen in einem Jahr!“

„Aber, Dortchen . . .“

„Und er sagt,“ fuhr Dortchen immer eifriger fort, „daß dieses Talent eine natürliche Gottesgabe sei und daß es eine Sünde wäre, wenn ich sie liegen ließe. Und, lieber Herr Pfarrer, es muß doch etwas Prächtiges sein! Ich glaube fast selbst, daß ich dazu bestimmt

bin!“ Ihre Augen leuchteten und ihre Wangen glühten, wenn sie sich die Herrlichkeit des Theaters wieder vor die Seele rief, und ängstlich sah sie den Pfarrer an, weil sie doch ahnte, daß er es nicht billigen werde.

„Liebes Kind,“ sagte dieser, „es mag sein, daß du zu der Schauspielkunst Gaben hast, es ist aber darum noch nicht gewiß, ob es Gottes Wille ist, daß du diesen Beruf ergreiffst.“

„Halten Sie es für eine Sünde?“ fragte Dortchen gespannt.

„Das kann ich nicht sagen,“ sagte der Pfarrer; „aber ich halte es in jedem Falle für eine gefährliche Laufbahn für ein junges und schutzloses Mädchen, und glaube, daß es in einem einfachen häuslichen Beruf, bei einem ernsten, wenn auch mühsamen Tagwerk, leichter für dich wäre, den Frieden deiner Seele, die Unschuld deines Herzens und Wandels zu bewahren, als bei dieser anscheinend glänzenden Laufbahn. Freilich stehst du auch so allein . . .“

„Herr Pfarrer,“ sagte Dortchen mit tiefem Erröten, „ich muß Ihnen noch etwas sagen; es ist mir noch eine andere Heimat geboten, der Unteroffizier Schröter will mich heiraten . . .“

„Das ist ein braver Mann!“ sagte der Pfarrer.

„O, der allerbrävste,“ bestätigte Dortchen warm; „aber er sagte selbst, es sei ein armes, einfaches Leben, zu dem er mich führen könne. Er hat etwas eigenes und erspartes Vermögen, aber nicht viel; solange er im Dienste bleibt, könnte ich etwas nebenbei verdienen mit Nähen und Bügeln; er versteht aber auch ein Handwerk . . .“ Dortchen schwieg. Neben diesem Leben in Stille und Entbehrung tauchten wieder der helle Lichterglanz, die farbigen schimmernden Gewänder des Theaters vor ihr auf, die gefeierte Schauspielerin, wie der Herr Beno sie ihr geschildert, die ihre eigene elegante Wohnung und ihr Kammermädchen hat und in ihrer Equipage heimfährt.

„Mein Kind, ehe du dem wackern Schröter Ja sagtest, müßttest du zuvor gewiß wissen, ob du ihn recht von Herzen lieben und ihm vertrauen kannst. Kannst du das, so glaube ich, dein Herzensfriede wäre mehr gesichert, dein Weg zum Himmel einfacher und leichter zu finden und einzuhalten als im Glanz des Schauspielerlebens . . .“

„Herr Pfarrer,“ fing Dortchen wieder an, die noch keine bestimmte Antwort geben wollte oder konnte, „können Sie mir denn nicht auch mehr sagen von meinen Eltern? — Jetzt sollte ich es doch wissen.“

„Nicht viel, mein Kind. Deine Mutter war eine Schauspielerin, die dich bald nach deiner Geburt einer armen Frau hier anvertraute. Es scheint, daß die Gesellschaft weiterreisen mußte und daß dich deine Mutter auf Befehl deines Vaters sehr ungern und mit großem Leid hier zurückgelassen hat. Deine Eltern haben versprochen, wieder zu schreiben; man hat aber nie mehr von ihnen gehört. Der Name Sichstrom, der auf den Theaterzetteln stand, scheint ein angenommener gewesen zu sein; auf alle Nachforschungen hat man nichts erfahren können, und wir haben für gewiß angenommen, daß deine Mutter gestorben ist.“

„O gewiß!“ rief Dortchen mit strömenden Tränen, „gewiß, meine Mutter hätte mich nicht so verlassen!“

„So, mein Kind, meine Meinung weißt du; nun erwäge deinen Entschluß mit Gott. Du darfst den braven Schröter nur nehmen, wenn du eine rechte Freude im Herzen hast, Leid und Freude mit ihm zu teilen. Gott helfe dir zum Rechten!“

Dortchen ging. Im Herzen war ihr Entschluß gefaßt. Vor allem Glanz der Theaterkerzen stand jetzt das Bild ihrer nie gesehenen Mutter, wie sie mit Tränen und Schmerzen ihr Kind verlassen mußte unter fremden Leuten: sie wollte keine Schauspielerin mehr werden, und sie bat Gott um die rechte Freude, wenn es sein Wille sei, daß sie Schröters Frau werde.

---

Zwölf Jahre sind vergangen, seit Dortchen von dem Pfarrer Abschied genommen hat. Eine Schauspielerin ist sie nicht geworden, und es sieht ein wenig anders bei ihr aus, als sie sich ihre Zukunft vorgemalt zu jener Zeit, wo ihr Herz aufs Theater verlangte.

Es ist ein nettes kleines Häuschen, in dem der ehemalige Unteroffizier Schröter mit seiner Familie wohnt. Aber gewaltig eng geht's darin her, denn sie haben mit sechs Kindern nicht mehr als

zwei Zimmer und ein Kämmerchen. Reinlich und sauber sieht es zwar aus in dem kleinen Raum; Dortchen ist nicht umsonst bei der Frau Major gewesen, und hat sie keine Porzellanfiguren, so sind es doch zwei Engeln von Gips, die auf der sauber gebohnten braunen Kommode stehen, zu täglich neuer Bewunderung der Kinder.

Dortchen ist noch eine gar hübsche Frau, obgleich man wohl sieht, daß schon manche Sorge über sie gekommen, seit sie das zierliche Stübchen der Frau Major verlassen hat. Schröter hatte nicht lang mehr im Militärdienst bleiben können; eine schwere Krankheit hatte ihm ein Augenleiden zurückgelassen, das ihm den Dienst unmöglich machte. Das war Dortchen nicht so leid; Schröter hatte nebenher in seinen jüngeren Jahren das Handwerk eines Bürstenbinders erlernt und hoffte, seine Familie damit zu ernähren. Aber die Familie wurde ziemlich groß nach und nach; das Leben in der größeren Stadt war zu teuer, so kauften sie ein wohlfeiles Häuschen in einer kleinen Stadt. Der Mann war unermüdet fleißig, die Frau suchte, wo es möglich war, neben den Kindern noch mit der Nadel etwas zu verdienen; — aber es gab ein spärliches Brot, und die Sorgen blieben nicht aus, zumal da sich dazwischen auch Krankheiten einstellten. Doch nicht nur die Sorge, auch die Freude kehrte ein. Da sehen wir Dortchen, emsig mit der Nadel beschäftigt, an der Wiege, wo ihr jüngster Knabe schlummert; sie schaukelt sanft die Wiege mit dem Fuß und singt ein feines Schlummerliedlein; denn sie ist noch immer Bersedortchen und hat mit den vielen schönen Liedern, die sie weiß, schon oft das niedere Stüblein aufgehell't. Ihr ältestes Töchterlein, neun Jahr alt, sitzt neben ihr auf einem Stühlchen und singt mit, zeigt aber dazwischen der Mutter triumphierend das Tüchlein, an dem sie säumt, wie es schon so weit gediehen ist.

Am Fenster sitzt der Vater eifrig an seiner Arbeit, weil's heute in der Werkstatt drüben zu kalt ist. Der kleine Paul bei ihm auf einem Schemelchen bildet sich ein, er helfe dem Vater, sucht Borsten und Holzstückchen zusammen und sagt eifrig vor sich hin: „I au Büsten machen.“

Der Kleine ist eingeschlafen und Dortchens Gesang verstummt. „Setz guck nur ein einzigs Mal her, Vater,“ sagte sie zum Mann,

„wie prächtig der daliegt, wie eine rote Hof! Ist mir nur halb recht, daß er jetzt so schläft,“ sagt sie weiter; „dann schreit er am Ende heute nacht, und da mußt du ihn haben; ich muß früh aufstehen und für uns waschen, weil ich morgen und übermorgen der Frau Doktor beim Bügeln helfen will.“

„Dann darfst du haushalten!“ rief höchst wichtig Marie.

„Ja freilich,“ sagte die Mutter, „ich habe schon das Kraut für morgen fertiggekocht; dann stellst du dir den Schemel an den Herd und kammst es wärmen.“

„Armes Weib!“ sagte seufzend Schröter von seinem Fenster aus, „wie mußt du dich plagen!“

„Ist nicht so arg,“ sagte Dortchen und sah lächelnd zu ihm hinüber. „Du weißt wohl, hier und da kommt mir zu viel zusammen, dann werde ich ein wenig ungeduldig und unwirsch; das geht aber vorbei, wenn mir das Berschen einfällt:“

„Und drängt mich der Geschäfte Last,  
will ich entlaufen dir,  
der du den Sturm gestillet hast,  
still auch den Sturm in mir.“

„O Dortchen!“ seufzte Schröter noch einmal, „weißt du, daß ich oft denke, du seiest zu etwas viel Besserem bestimmt gewesen, als dich so kümmerlich zu plagen mit unserem armseligen Haushalt?“

„Hab's selbst manchmal gemeint,“ gestand Dortchen treuherzig; „mein Geschick ist's eigentlich von Anfang nicht gewesen und ich hab mir früher oft ein ander Leben ausgedacht. Aber ich bin schon lang gescheitert worden. Hab ich nicht das Beste, was man vom Leben verlangen kann — einen braven Mann? Na, brauchst den Kopf nicht zu schütteln, Alter, einen recht braven Mann erst noch, von dem ich in zwölf Jahren kein raues Wort gehört habe — es gibt wenige vornehme und reiche Frauen, die das rühmen können — und liebe Kinder; in den letzten Jahren auch wieder Gesundheit, Frieden und Liebe dazu — was will man weiter! Das bißchen Sorge, das ist nur, daß man nicht verlernt, dem lieben Gott in die Augen zu sehen! . . .“

„Ach!“ seufzte der Mann, „ich denke doch oft, ich könnte dem lieben Gott viel freudiger dienen, wenn uns einmal der Sorgenstein vom Herzen genommen würde! Wenn ich an euch denke . . . ich hab mir ja ~~nie~~ Reichtum gewünscht; aber das eigene Häuschen schuldenfrei, ein paar Güterstückchen und einen Garten dran, wo ich für euch arbeiten könnte! — Das Handwerk geht so schlecht, und auf Märkte gehe ich blutungen; meine Augen werden immer schlechter, Gott weiß, wie das noch gehen soll!“

„Bist doch auch wieder ein alter Brummler,“ sagte Dortchen gutnützig scheltend. Da riß der älteste des Hauses, Hermann, die Thür auf, stürmte mit seinem Schulranzen herein und rief triumphierend: „Mutter, Vater, ein Prämium, so ein schönes Buch! — und der Herr Lehrer hat gesagt, er wolle mir schon helfen, daß ich einmal billig auf ein Gymnasium komme! Jetzt wird der hochmütige Ferdinand still sein, der immer sagt, es sei ein Uebermut, daß ein Bürstenbinderssohn Hermann heiße und in eine Lateinschule gehe! Aber Schulgeld muß ich morgen bringen.“

„Wenn nur das Schulgeld und der Zins nicht allemal zusammenkämen!“ sagte der Vater für sich und überzählte traurig den spärlichen Inhalt seines geheimen Schiefaches, in welchem er den Notpfennig aufbewahrte.

„Si nun,“ sagte Dortchen lächelnd, indem sie ihren wilden Aeltesten belobend auf die Stirn küßte, „es wird sich schon Rat finden; ich habe auch noch ein geheimes Beutelein; lern du nur brav, Hermann, dann wird der stolze Ferdinand noch Respekt vor dir kriegen!“

Verständig werden ist der Mühe wert:  
durch ein gebildet Herz, durch Licht im Geiste  
erkaufft du dir die Welt mit ihren Schätzen.“

Während Dortchen diesen Sinnspruch aus ihrem Besesschag hervorholte, fanden sich die zwei noch fehlenden Glieder der Bevölkerung ein; der siebenjährige Hans schleppt das dreijährige Mädchen, das er vor der Haustür gehütet, mit sich herbei; sie wissen, es ist Besperzeit.

„Weil Hermann ein Prämium bekommen, so kriegt ihr heute alle ein wenig dicken Rahm aufs Brot,“ verkündet die Mutter. Das gibt einen Jubel, daß der kleinste aufwacht; er schreit aber nicht, sondern guckt mit seinen großen Augen lachend die Geschwister an, die sich alle um die Wiege drängen, und jedes behauptet, das Brüderlein habe es angelacht.

Dortchen aber liebt aus all der Vaterfreude, mit der ihr Mann die kleine Schar überblickt, doch noch die sorgenvolle Frage in seinen Mienen: „Wo nehmen wir Brot her, das diese essen?“ — „Wer weiß noch etwas aus dem Lied, das ich euch neulich gelehrt?“ fragte sie. „Ich! ich! ich!“ schrie es dreistimmig von den ältern Kindern mit einer etwas vom Essen erstickten Stimme; „i au,“ versicherte Paul, „und Mine!“ sagte ernsthaft das kleinste Mädchen. „Nun, laßt hören! Fang du an, Hermann! Tu so lang dein Brot vom Munde; aber wartet, man muß ein Fenster aufmachen, daß man die Späßen draußen zwitschern hört, dann ist's natürlicher. Der erste Vers?“

In etwas singendem Schulfon fing Hermann an:

„Kommt, laßt uns spazieren  
durch diesen grünen Wald.  
Die Vöglein musizieren  
mit Singen mannigfalt.  
Sie singen ohne Sorgen,  
sind fröhlich, denken nicht,  
ob ihnen auch am Morgen  
dies oder das gebricht.“

Marie sagte ihr Verslein mit viel mehr Ausdruck:

„Sie trachten nicht nach Schätzen  
mit Sorge, Müß und Streit,  
der Wald ist ihr Ergöhen,  
die Federn sind ihr Kleid.  
Ihr Tisch ist stets gedeckt,  
sie sind gar wohlgenut,  
weil jedes, was ihm schmedet,  
hat, soviel not ihm tut.“

Etwas mühsam und nicht ohne Nachhilfe kam Hans mit dem dritten Vers:

„Sie bauen kleine Nester,  
nicht große Scheunen auf,  
sind nirgends fremde Gäste  
und kaufen guten Kauf;  
ein jedes singt hinwieder,  
so gut es kann und mag,  
dem Wirte schöne Lieder  
hindurch den ganzen Tag.“

Recht schelmisch blickte Dortchen zu ihrem Mann hinüber, als sie den vierten Vers selbst sagte:

„Der Mensch schlägt sich mit Grillen,  
ist blinder als ein Tier,  
sieht nicht auf Gottes Willen  
und forget für und für;  
,was,' spricht er, ,werd ich essen?  
Was trink ich Armer doch?  
Der Herr hat mein vergessen!  
O Mensch, Gott lebet noch!“

Mit recht herzlichem Ton sagte sie den Schluß in einem nicht sehr harmonischen Chor mit der ganzen Familie:

„Auf ihn will ich fest bauen,  
ich weiß, er läßt mich nicht;  
mein Fleiß darf ihm vertrauen  
in allem, was gebriht.  
Ich sorge nicht für morgen  
noch was ich jetzt verzehrt,  
ich lasse den mir sorgen,  
der alle Welt ernährt.“

Ehe noch der Hausvater sein bedenkliches „aber“ zu dem tröstlichen Liebe süßen konnte, klopfte es an die Thür; der Gerichtsaktuar mit einem Schreiber trat ein: „Bohnt hier der ehemalige Unteroffizier Schröter?“

„Zu dienen, meine Herren,“ sagte dieser und stellte sich in gerader militärischer Haltung vor die Gerichtspersonen.

„Ich denke, Sie könnten die Kinder entlassen,“ sagte der Aktuar mit einem Blick auf die kleine Schar, die mit den weitaufgesperrten rahmbeschmierten Mäulern verwundert um die ungewöhnten Besuche stand.

„Sehr wohl, Herr Aktuar; marsch, 'naus!“ kommandierte der Vater. „Wollen die Herren gefälligst Platz nehmen?“

„Ist Ihre Frau eine Dorothea Schefer, erzogen im Waisenhause zu R.?“

„Allerdings; später in Diensten bei der Frau Major Sternberg.“

„Das zurückgelassene Kind einer durchreisenden Schauspielerin, die unter dem Namen Eichstrom reiste?“

„Wird so sein, Herr Aktuar,“ sagte Schröter leise aus Schonung für seine Frau.

„Haben Sie später niemals etwas von Ihrer Mutter gehört?“ wandte sich der Aktuar an Dortchen, die blaß und atemlos vor innerer Bewegung da stand.

„Niemals,“ antwortete sie.

„Haben Sie auch keine Gegenstände, die bei der Entfernung aus der Stadt von Ihrer Mutter zurückgelassen worden wären?“

„Ein dünnes goldenes Kettlein, sonst nichts,“ sagte Dortchen mit bebender Stimme.

„Darf ich Sie bitten, mir solches für einige Zeit zu überlassen? Das Gericht bürgt Ihnen dafür, daß Sie dasselbe unverfehrt wieder zurückerhalten werden.“

„Bitte, Herr Aktuar,“ sagte Dortchen mit bebender Stimme, „lebt meine Mutter noch?“

„Die Schauspielerin Eichstrom, auch manchmal Löwenstern genannt, ist, soviel hat ermittelt werden können, ein Jahr nach der Geburt ihres Kindes nach langem Siechtum im Hospital zu L. gestorben. Es ist in letzter Zeit von Berlin aus Nachfrage nach dem damals geborenen Kinde gemacht worden und soll jetzt das Resultat dahin berichtet werden; weiter kann ich Ihnen nicht sagen.“

Diesmal war es der Mann, der seine hochaufgeregte Frau beruhigen mußte, als die Herren fort waren; zum erstenmal hatte Dortchen in ihrer Bewegung das Weinen ihres Kleinsten überhört.

„So sei doch ruhig, Dortchen!“ bat Schröter. „Etwas Schlimmes kann es ja in keinem Fall sein; wie, komm, sei doch nur wie vorher! Fällt dir denn keins von deinen vielen Sprüchlein ein?“ Da raffte sich Dortchen auf, sah ihn freundlich an und sagte getroßt:

„Es kann mir nichts geschehen,  
denn was sein Rat ersehen  
und was mir nützlich ist.  
Ich nehm es, wie er's giebet;  
was ihm von mir beliebt,  
das hab ich auch getroßt erkieft.“

Und sie nahm ihren Kleinen auf die Arme und war wieder das alte heitere Bersehdortchen.

In einem älteren Teil der Stadt Berlin, in dem hohen, etwas düsteren Zimmer eines stattlichen Hauses saß eine alte Dame, sorgfältig mit Rissen in einen Lehnstuhl gebettet; die Dame schien sehr leidend, und die alte Dienerin, die bei ihr war, machte sich besorgt um sie zu schaffen. „Sie hätten doch besser getan, im Bett zu bleiben, Frau Kommerzienrat,“ sagte sie.

„Laß mich, Charlotte!“ sagte diese. „Ich hätte keine Ruhe gehabt; wir haben ja ausgerechnet, daß sie heute kommen kann.“

„Aber gerade das wird Sie so angreifen,“ meinte die treue Charlotte.

„Ich muß es durchmachen,“ sagte die alte Frau bestimmt; „es wird freilich schrecklich sein, das Kind meiner einzigen Tochter, meiner schönen Emilie, wiederzufinden als ein gemeines Soldatenweib . . .“

„Unteroffizier ist der Mann,“ sagte milbernd die Dienerin.

„Das ist fast noch schrecklicher!“ jammerte die alte Frau, ohne daß sie gerade wußte, warum es noch schrecklicher sein sollte; „aber gleichviel, es ist eine Pflicht, und ich kann nicht ruhig sterben, bis ich sie erfüllt habe.“

„Es ist eine junge Bürgersfrau draußen und fragt nach der Frau Kommerzienrat,“ berichtete das Dienstmädchen von draußen.

„Sie soll kommen!“ sagte die alte Dame mit bebender Stimme und richtete sich in ihrem Stuhl gerade auf. „Charlotte, zieh den Vorhang auf!“

Das volle Licht fiel auf das helle, liebliche Gesicht der jungen Frau, die sehr schüchternen Schrittes das mit etwas altmodischer Pracht geschmückte Zimmer betrat. Dortchen trug ihr bestes schwarzes Kleid, das schön stand zu ihrer hellen Farbe und ihren blonden Haaren; bescheiden und doch mit inniger Bewegung blickte sie auf die alte Frau und neigte sich vor ihr.

Bei dieser war alle Scheu vor der niedrigen Enkeltochter verschwunden beim Anblick dieses Gesichts. „Komm her,“ rief sie, „du Kind meiner armen Emilie! Gott sei Dank, daß ich dich noch sehen darf, eh ich sterbe!“ Und mit tiefer Rührung beugte sich Dortchen und küßte die abgemagerte Hand, ließ sich von der zitternden alten Frau in die Arme schließen und sprach das Wörtchen „Großmutter“ aus, das ihr so wunderbar klang; — so hatte sie doch jemand angehört!

Die erste tiefe Bewegung war vorüber; die sorgsame Charlotte, die selbst herzlich erfreut war, noch das Kind ihrer lieben Emilie zu sehen, die sie einst auf den Armen getragen, hatte ein Tischchen vor den Lehnstuhl der alten Frau gerückt und brachte Kaffee und Kuchen. „Das beruhigt die Gemüther am besten,“ sagte sie für sich hin, obgleich die alte und die junge Frau gewiß nicht an Essen und Trinken gedacht hatten.

Der alten Frau war es unaussprechlich wohl ums Herz, als sie in der Tochter ihres verlorenen Kindes nicht, wie sie gefürchtet, ein gemeines, rohes Geschöpf gefunden, sondern eine wohlgebildete, anständige Frau, die überall an ihrem Plage war; sie ließ so gern ihre Hand in der warmen Hand ihrer Enkeltochter ruhen und sah ihr in die treuen blauen Augen.

„Ja, du bist meiner Emilie Kind,“ sagte sie wiederholt; „nicht wahr, Charlotte, nun brauchen wir das Kettelein nicht mehr?“

„Nein, gewiß nicht, Frau Kommerzienrat; sie ist ihr wie aus dem Gesicht geschnitten, nur schlanker war Fräulein Emilie und zarter und jünger . . .“

Die treue Dienerin wurde ganz verwirrt, daß die gesetzte Frau hier die Tochter der Emilie sein sollte, die sie nur als Kind und als ein junges, schönes, leichtlebige Mädchen gekannt hatte.

„Ja, Kind, es ist eine gar traurige Geschichte,“ hub die alte Frau an; „aber du mußt alles wissen, ehe ich sterbe, und daß es nicht meine Schuld war, daß wir uns jetzt erst sehen.“

„Mein seliger Mann, dein Großvater, hat erst spät geheiratet; er war ein gar ernster und strenger Mann. Von dem, was seine Grundsätze waren, ging er nicht ein Haar breit ab, und auch unsere Kinder sollten geradefo erzogen werden, wie er von seinem Vater erzogen worden war. Kinderlärm konnte er nicht leiden, ausgehen sollten die Kinder auch nicht; er behauptete, sie lernen nur Unarten von andern, und ich hatte oft große Mühe, mit den zwei ausgelassenen Kindern zustande zu kommen; denn je mehr man sie daheim hielt, desto wilder wurden sie, wenn sie einmal draußen waren, und da sie zu Hause immer gescholten und gestraft wurden, so war mir oft, als hätten sie keine rechte Liebe zur Heimat.“

„Es waren uns von fünf Kindern nur zwei geblieben. Gustav war wild und oft störrig, aber doch ein vernünftiger Junge und gehorsam; Emilie aber, meine jüngste, mein Liebling, — ach, ich weiß nicht, womit ich's verfehlt, daß das Mädchen nie gelernt hat, was Gehorsam ist! Die Charlotte da hat ihr oft und viel gepredigt, wenn ihr alles daheim nicht recht war, und sie zur Fügbarkeit ermahnt; aber all ihr Sinnen ging nur darauf, wie sie überall ihren eigenen Willen durchsetzen könne. Ach, hätte sie sich doch gefügt! Es ist wahr, sie hatte nicht viel Freude daheim; aber ich habe ihr ja doch keinen Wunsch versagt, den ich gewähren durfte, und später hätte sie wohl auch mit der Eltern Segen eine eigene gute Heimat gefunden, — aber so! Das Mädchen hatte mich jahrelang geplagt, ob sie nicht ins Theater dürfe; es kam mir eine

unnötige Strenge und Wunderlichkeit vor von meinem Mann, daß er's nicht zugeben wollte. — Er hat mir selbst erst lange nachher gesagt, daß ein eigener Bruder von ihm mit reisenden Schauspielern fortgelaufen und elend verkommen sei.

„Von dem muß es die Emilie geerbt haben; denn wie das Mädchen einmal im Theater gewesen war, so war sie wie besessen und hat sonst an nichts mehr gedacht. O, wie habe ich lang und bitter bereuen müssen, daß ich ihr ohne des Vaters Willen dazu geholfen und daß ich still dazu war, wenn ich später merkte, daß sie auch ohne meine Erlaubnis hinging! Es gibt freilich viele junge Leute, für die es ein unschuldiges Vergnügen ist; aber es gibt auch fröhliche und glückliche Kinder, die nie ein Schauspiel gesehen, und Gehorsam gegen des Vaters Befehl hätte doch das erste sein sollen. Ungehorsam bringt Unsegen und wenn er noch so harmlos aussieht.

„Ich kann dir selbst nicht genau sagen, wie es gekommen, daß meine Emilie, kaum achtzehn Jahre alt, zu dem entsetzlichen Schritt kam, ihrer Eltern Haus zu verlassen und in die weite Welt hinauszuziehen. Sie schrieb uns, sie könne den Zwang und das düstere Leben daheim nicht ertragen; sie sei für die Kunst begabt und werde sich mit einem jungen talentvollen Künstler verbinden, dessen Bekanntschaft sie bei einer Freundin gemacht; sie hoffe, sie werde uns noch beweisen, daß sie für diesen Beruf geboren sei, wenn sie sich einen ehrenvollen Künstlernamen erworben habe.

„Welch ein entsetzlicher Schlag das für uns gewesen, kann ich nicht sagen. O, das war eine böse, böse Frucht, die aus der leichten Saat kindischen Ungehorsams aufgegangen! ‚Es ist ja nichts Böses‘, hatte sie oft gesagt, wenn sie gegen des Vaters Willen und ohne meine Erlaubnis Bekanntschaft mit fremden Mädchen angeknüpft und sie besucht hatte in Stunden, wo wir sie in der Schule oder in Lektionen glaubten. So hatte sie ihr Gewissen abgestumpft und wird auch gedacht haben: ‚Es ist ja nichts Böses‘, als sie das Vaterhaus verließ ohne der Eltern Segen.

„Mein Mann war furchtbar erbittert. Als alle Mittel, sie gleich wieder aufzufinden und zurückzubringen, vergeblich waren, hat

er den Fluch über das pflichtvergeßene Kind ausgesprochen, und ihr Name durfte nicht mehr vor ihm genannt werden. Auch bei mir war anfangs Zorn und Erbitterung noch mächtiger als die Trauer; Charlotte aber, die treue Seele, die sie als Kind schon gepflegt, die hat nicht abgelaßen mit Bitten; das eigene Mutterherz wurde mächtig in mir, und ich hoffte, meine Gebete und Tränen sollten des Vaters Fluch auslöschen.

„Mein Mann hat von dem Tage an sein Haus nicht mehr verlassen und alle Geschäfte aufgegeben. Es sind nun bald dreißig Jahre, seit er, vom Schlage getroffen, schnell gestorben ist. Er wollte mir im Sterben noch etwas sagen, konnte aber kein Wort mehr hervorbringen; der Jammer hat ihm das Herz gebrochen. An unserem einzigen Sohn haben wir nicht das Herzeleid erlebt wie an Emilie, doch hat's ihn auch in die Welt hinausgetrieben; er ist in Amerika am gelben Fieber gestorben. Nach dem Tode meines Mannes habe ich alles in Bewegung gesetzt, um etwas von meinem Kinde zu erfahren. Vergeblich! Nun, vor wenigen Monaten, als ich einen alten Schreibtisch meines seligen Mannes reparieren ließ, haben wir ein geheimes Schiefach entdeckt, und in diesem einen Brief, den deine unglückliche Mutter bald nach deiner Geburt muß geschrieben haben. O, meine arme Emilie! Das Glück, das sie in dem freien Leben gesucht hat, war von sehr kurzer Dauer gewesen, und bittere Not und Herzeleid war bald gefolgt.

„Sie schreibt in tiefer Reue, sie wage nicht, für sich um unsere Vergebung zu bitten; aber sie bitte um unsere Hilfe, um unsere Liebe für ihr unschuldiges Kind, das sie auf ihres Mannes Befehl bei armen Bürgerleuten in K. zurückgelaßen.

„Es scheint, daß mein Mann, als er den Brief erhalten, noch zu tief erbittert war, um mir etwas mitzutheilen; der Tod hat ihn übereilt, ehe er seinen harten Sinn brechen konnte. Möge der Herr in der Sterbestunde noch den Weg zu seinem Herzen gefunden haben!

„Und ich fand jetzt erst den Brief, und jetzt erst konnte ich in Erfahrung bringen, wo du bist, armes Kind, jetzt, wo alles zu spät ist!“

In tiefer Bewegung, oft unter heißem Weinen, hatte Dortchen die Geschichte ihrer unglücklichen Mutter gehört; jetzt aber blickte sie hellauf mit ihren verweinten Augen, bot der alten Dame die Hand und sagte: „Gott sei Dank, liebe Großmutter, daß wir uns noch gefunden, und daß ich vielleicht mit Liebe und Pflege gutmachen kann, was meine arme Mutter veräümt; 's ist nicht zu spät.“

„Alles zu spät!“ jammerte die alte Frau wieder. „Du bist als ein Waisenkind im Elend aufgewachsen, hast als Magd dienen müssen, hast einen gemeinen Soldaten geheiratet und deine Kinder...“

„Einen Unteroffizier, Frau Großmutter,“ fiel hier Dortchen ein, deren Stolz sich jetzt regte, „und einen rechtschaffenen, braven, gottesfürchtigen Mann, mit dem ich in Liebe und Frieden gelebt habe und in Ehren, wenn auch oft in Armut und Sorge.“

„Si, denken Sie, Frau Kommerzienrat,“ fiel hier die treue Charlotte ein, „wie oft Sie gefürchtet, die Kinder Ihrer Tochter möchten als arme Schauspieler heimatlos in der Welt umherirren!“

„Ist wahr,“ sagte die alte Dame etwas getröstet, „es ist so immer noch besser!“ Und als Dortchen ihr erzählte, wie auch in ihr Talent und Lust zur Schauspielerin sich mächtig geregt, und wie sie aber den stillen, sichern Weg einer bescheidenen Hausfrau vorgezogen, da wurde die Großmutter immer zufriedener und lernte den letzten Rest Ständeshochmut überwinden.

„Gott hat wohlgemacht, was Menschen verfehlt,“ sagte Dortchen. „Ich bin nie ganz verlassen gewesen, ich habe arbeiten gelernt und entbehren, und beten und auf Gott vertrauen. Und meine Kinder,“ fuhr sie fort in gerechtem Mutterstolz, „die sind alle wohlgebildet und gut begabt, und wenn sie mit Gottes Hilfe etwas Rechtes lernen können, so dürfen Sie sich gar nicht schämen an Ihren Urenkelein, Frau Großmutter!“

„Urenkelein?“ fragte die alte Frau verwundert. Daran hatte sie gar nicht gedacht, daß sie schon Urenkel habe. „Ja, bin ich denn schon so alt?“

„Sie haben eben gar jung geheiratet,“ belehrte sie Charlotte; „freilich, eigene leibliche Urenkel haben Sie, und dazu schon große!“

„Mein ältester Knabe ist esk, er ist der Erste in allen Schulen und hat schon drei Prämien erhalten,“ rühmte Frau Dorothea.

„Nun, die möchte ich alle sehen, ehe ich sterbe! Hörst du, Dorothea, alle! — auch deinen Mann,“ fügte die Großmutter mit einiger Ueberwindung hinzu. „Es ist ja doch noch gut gegangen!“ seufzte sie ergeben; „der Herr macht alles wohl.“

„Er ist ein weiser Fürst,  
und wird sich so verhalten,  
daß du dich wundern wirst“

schloß Versedortchen mit getrostem Mute.

Und sie sind noch alle gekommen. Schröter wollte zuerst nicht zugeben, daß Dortchen das erste reiche Geschenk der Großmutter dazu verwendete, die ganze Familie neu, hübsch und anständig zu kleiden; doch hielt er ihr die mütterliche Eitelkeit zu gute, sie hatte ja manch dürftiges Gewand ohne Klage getragen! Er mußte selbst eine Reude haben, wenn er sah, wie nett sich seine blühende Kindersehar ausnahm: die Mädchen in ihren himmelblauen Kleidchen, die Knaben in schwarzen Samtjacken.

Die Urgroßmutter überschaute mit tiefer Nührung den blühenden Kreis und freute sich besonders der Kleinsten, die so schüchtern und erstaunt in den alten Prachtgemächern sich umfahen. „Gott segne euch, meine Kinder!“ sprach sie bewegt. „Seid euren Eltern gehorsam in allen Dingen, so wird euch der Segen nicht fehlen!“

Hermann hatte seine Schulhefte mitnehmen müssen, darin fast lauter laudo und probo unter den Arbeiten standen, sowie die schönen Prämienbücher, und durfte sie der Urgroßmutter zeigen, die sich höchlich darüber freute; auch der wackere Schröter gewann ihr Herz mit seiner ehrenfesten Höflichkeit. „Das muß man sagen,“ bemerkte sie gegen ihre Charlotte, „Leute vom Militär haben gute Lebensart, man braucht sich ihrer nirgends zu schämen.“ Dortchen

aber sprach aus überfließendem Herzen, als sie wieder allein war mit den Thren:

„Nun, so lang ich in der Welt  
haben werd ein Haus und Zelt,  
will ich all mein Leben lang  
Gott erhöhn mit Lobgesang,  
weil er meine Not bezwang.“

Nicht lange mehr hat sich die alte Frau der großen Familie freuen dürfen, die ihrem einsamen Alter so unvermutet noch zugefallen war. Aber sie starb recht in Frieden und Segen, und es war ein schönes Geleite von treuen und dankbaren Herzen, das mit ihr ging zur letzten Ruhestätte.

Als Dortchen hörte, wem reiches Erbe ihr von der Großmutter zugefallen, sprach sie aus tiefstem Herzen:

„Herr, was ich hab, ist dein,  
laß mich im Unglück still,  
im Glück bescheiden sein!“

Und dies Gebet ist in Erfüllung gegangen. Die reichgesegnete Familie hat sich ihres Glückes nicht überhoben. Auf einem schönen Landgut in blühender Gegend hat Schröter nun Gelegenheit genug, tätig zu sein, ohne seinen Augen wehe zu tun, und er lebt auf in all seinem Glück. Die Kinder können nun freilich besser, als einst die Eltern, ihre Gaben und Talente ausbilden und dürfen sich daneben einer schönen, glücklichen Jugendheimat freuen. Daß sie diese Gelegenheit in der rechten Weise benützen, das sieht man daran, daß ihre Liebe und Ehrfurcht vor Vater und Mutter, ihr williger Gehorsam nur wachsen, je mehr sie an Kenntnissen und Bildung vielleicht reicher werden als die Eltern.

Wer je dem Dortchen eine Freundlichkeit erwies: die nun längst erwachsenen Kinder des Schusters, das Waisenhaus, die alte Frau Major, — allen hat sie in dankbarer Liebe vergolten, so gut sie konnte. Ihre Verse hat sie noch immer behalten, und „der

Mutter Sprüchlein“ bleiben unter allen Lebensverhältnissen den Kindern ein gutes Geleite. So oft sie der alten, mitunter so sorgenvollen Zeiten denkt, oder wenn eine neue Sorge sich erheben will, sagt sie fröhlich und getrost:

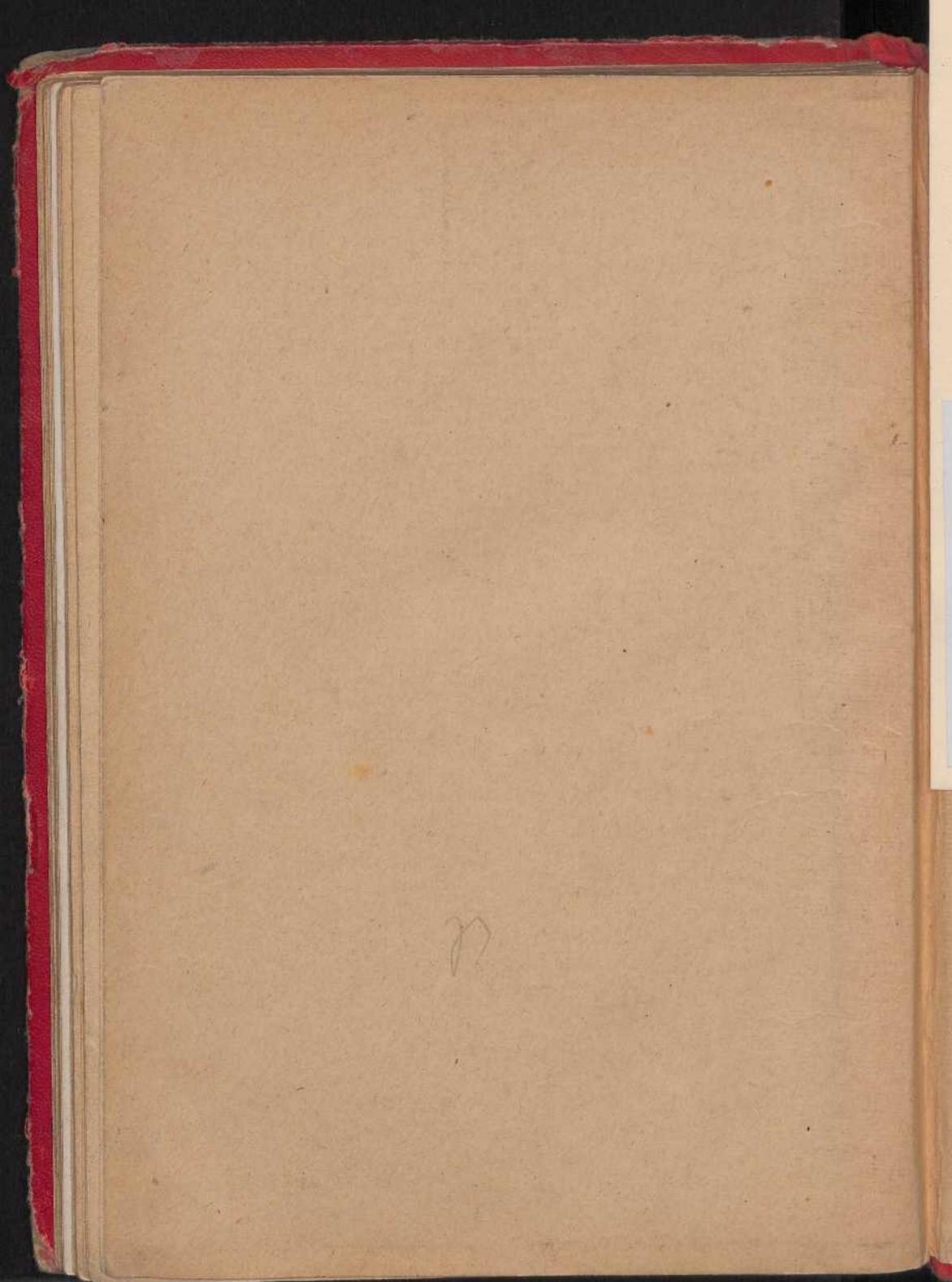
„Der Herr hat niemals was verfehlt  
in seinem Regiment,  
und was er tut und läßt geschehn,  
das nimmt ein selig End.

„Si nun, so laß ihn ferner tun  
und red ihm nicht davein,  
so wirst du hier in Frieden ruhn  
und ewig selig sein!“



H



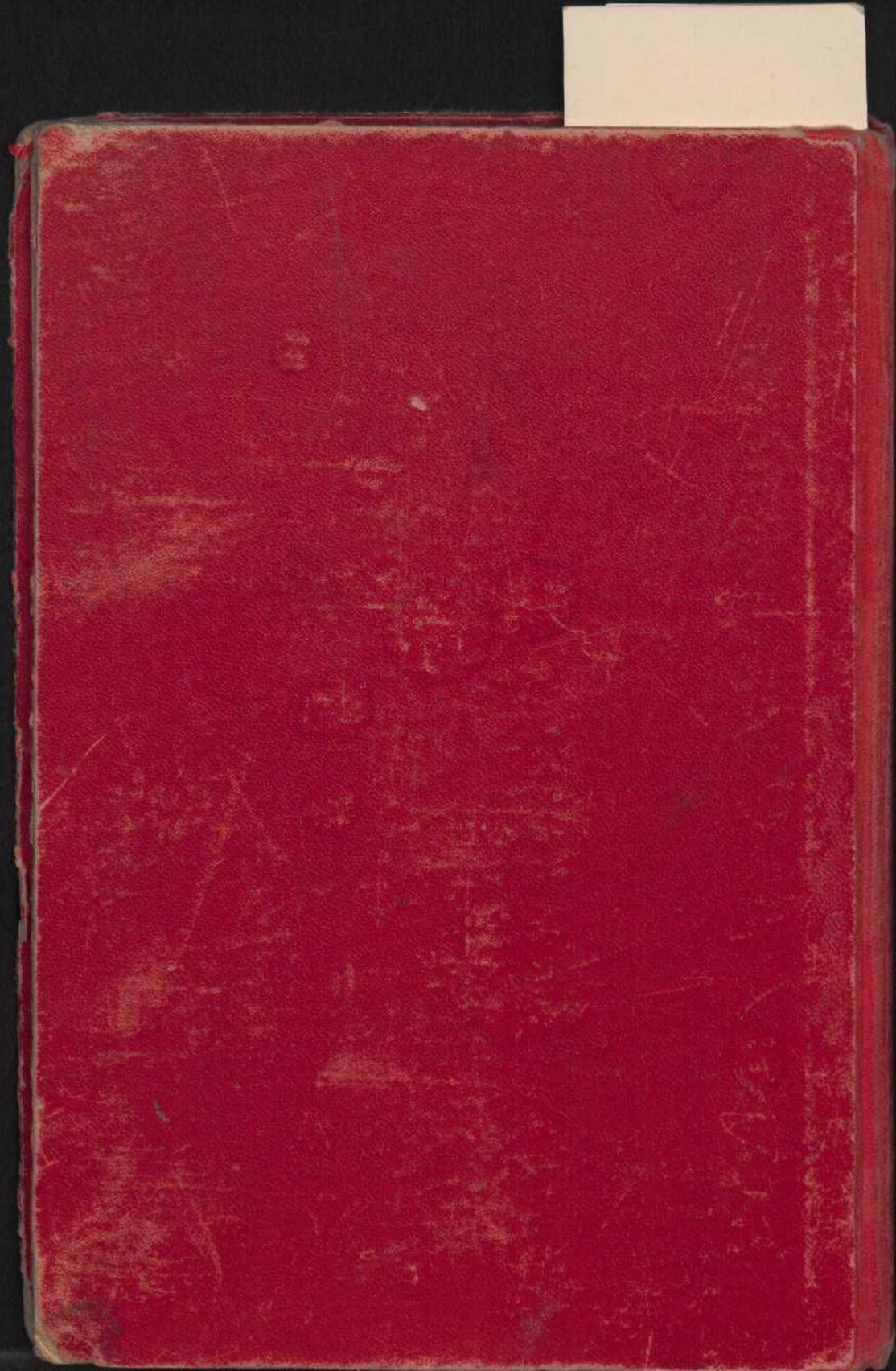


H/D  
WILk

Internationale Jugendbibliothek



047001252476



# Der Kinder Gebet. Spätes Glück.



Zwei Erzählungen

für die Jugend

von

Ottilie Wildermuth.



Mit Illustrationen

und einer Biographie und dem Bildnis der Verfasserin.



Reutlingen u. Stuttgart.

Druck und Verlag von Rob. Bardtenschlager.

